Der Stern

Heft 28 • 6. Jahrgang • 12. Juli 1953 • Verlagsort Hamburg

DIE GROSSE ILLUSTRIERTE

50

Die wahre Geschichte:

Die Augen der Mutter Evans

MORGEN SCHON wird sie berühmt sein: Dorothy Dandridge, eine hübsche 19jährige Mulattin mit zärtlicher, mit trauriger Stimme, ist die letzte Entdeckung Hollywoods. FOTO: PANDIS

Der Pfarrer aus China

„Vor Gott sind alle Menschen gleich." Dieses Wort stellte Pfarrer Rieser aus Bramberg im Pinzgau, Land Salzburg, an einem Maimorgen über seine Sonntagspredigt. Dann erzählte er den Bauern seiner Gemeinde von seinen jahrelangen vergeblichen Bemühungen, einen Hilfspfarrer zu finden, und daß er nun endlich jemanden habe, der sich mit ihm in das Amt der Seelsorge teilen wolle. Aber dieser junge Geistliche war noch weit weg von Bramberg. Er saß als Flüchtling aus China auf den Philippinen und hatte gerade seine Primiz gefeiert. Paul Lü Kaotang würde gern kommen, sagte Pfarrer Rieser, aber die Schiffsplätze nach Europa seien auf viele Monate hinaus ausverkauft. Da zogen die Bauern ihre Brieftaschen und legten das Geld zusammen, um für den chinesischen Hilfspfarrer eine Flugkarte zu kaufen. So kam es, daß die Bramberger, wenn sie in der Sieben-Uhr-Messe niederknien, den Segen von einem Chinesen empfangen. „Unseren kleinen Chinesen" nennen sie ihren Hilfspfarrer aus Manila. Sie sind ein wenig stolz, daß er von so weit her von einem anderen Erdteil zu ihnen gekommen ist, um Gottes Wort, das er einst in seiner Heimat von deutschen Missionaren zum erstenmal erfahren hat, zu verkünden. Und Pfarrer Lü Kaotang dankt es den Bauern von Bramberg, daß er als erster und einziger chinesischer Missionar nach Europa kommen durfte.



Am Ufer der Salzach liegt das idyllische Bramberg (oben). Es ist der einzige Ort in Europa, der einen Chinesen zum Hilfspfarrer hat. Der dreißigjährige Paul Lü Kaotang kam aus einem Flüchtlingslager Manilas, um der österreichischen Gemeinde Gottes Wort zu verkünden FOTOS: RIEDER





DER BRAUTKUSS *den Erbprinz Georg von Bayern-Landshut vor fünfhundert Jahren der polnischen Königstochter Hedwiga gab, wird jedes Jahr von den Landshutern wiederholt. Die Aufführung der Fürstenhochzeit soll an die Zeit erinnern, da Herzog Ludwig der Reiche, der Vater des Erbprinzen, residierte. An Stelle des versunkenen Geschlechts „heirateten" in diesem Jahr: der Versicherungsvertreter Klaus Kurzmann und Maria Weitl, Tochter eines Wachsziehers* Foto: ap

Bayern-
Jahren
hr von
ochzeit
r Vater
hlechts
Klaus
oto: ap

DAS IST GEMEINT *wenn Ulbricht und Grotewohl von freien Wahlen sprechen: „Spontane Huldigungsdemonstrationen" unter den drohenden Bajonetten stumpfblickender Sowjetsoldaten. Auf dem gleichen Platz vor dem sowjetzonalen Regierungsgebäude, auf dem am 17. Juni Hunderttausende ihren Haß gegen den Terror in alle Welt hinausschrien, mußten nun 3000 Ostberliner nach Kommando Hochrufe auf die Regierung der DDR ausbringen. Weiß Gott, wir sollten dennoch den Herren Ulbricht und Grotewohl für dieses Schauspiel dankbar sein. Denn wenn die Welt noch eines Beweises bedurfte, daß die Sowjetzonen-Regierung sich nur noch mit Hilfe sowjetischer Bajonette halten kann: Hier ist er. Und dieses Bild der Fernkamera beweist auch, daß diese Hilfe auf die Dauer nicht mehr ausreicht. Denn was sind diese gespenstischen 3000, die da im strömenden Regen stehn, gegen die Hunderttausende vom 17. Juni 1953* FOTO: UP







DA VERSTUMMTEN DIE GERÜCHTE *über Gary Coopers europäische Eskapaden, als seine Frau und seine Tochter aus Amerika herüberkamen. Enttäuscht stellten die weiblichen Cooper-Fans fest: Er ist ja glücklich verheiratet (oben). Mit seiner Familie fuhr er nach Rom, gemeinsam nahmen sie an einer Audienz im Vatikan teil. Der Heilige Vater erkannte den amerikanischen Filmschauspieler und begrüßte ihn (links). In Paris war Gary Cooper noch Strohwitwer und tafelte mit Gisèle Pascal (rechts). Er selbst behauptete – und seine Frau bestätigte es –, daß seine Gefühle für die Freundin Rainer III von Monako genau so kollegial zu verstehen seien, wie seine Bekanntschaft mit der deutschen Schauspielerin Renate Mannhardt (rechts unten)*





IHRE MAJESTÄT

Exkaiserin Zita von Habsburg geleitete ihren jüngsten Sohn zum Traualtar (Bild links). In der Kapelle „Our Lady" der Heiligen Karmeliter in Tuxedo Park, New York, traute Bischof Fulton J. Sheen Erzherzog Rudolph von Habsburg mit Fräulein Xenia Czernichev-Besobrasov (Bild oben). Die Braut ist die Tochter des russischen Grafen Serge Czernichev und der Gräfin Elizabeth Cheremetieff. Erzherzog Rudolphs Schwiegervater hat nach seiner Flucht vor der russischen Revolution seinen Adelstitel abgelegt und nennt sich jetzt schlicht Mister Czernichev. Fotos: ap



NICHTS ALS NEID *wird den korrekt uniformierten Polizeibeamten aus Chikago bewogen haben, den zweijährigen Bob Goldstein mit zur Wache zu nehmen. Bob war der Kragen geplatzt, als die Hitze unerträglich wurde. Mit dem Kragen legte er seine ganze Kleidung ab und spazierte nackt und heiter durch Chikagos Straßen, bis er den Schupo traf. Auf der Wache gefiel es Bob, es war kühl, es gab Bonbons, und niemand fragte nach seinem Anzug. Dafür interessierte sich später seine Mutter* FOTO: DPA





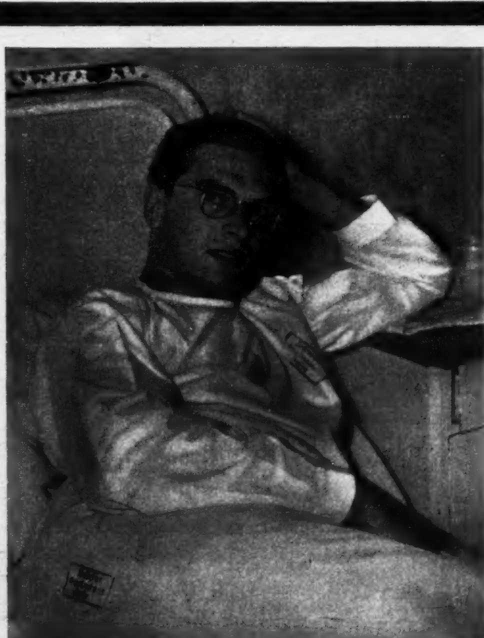
GRENZZWISCHENFALL — AUS VERSEHN GESCHEHN

Schüsse an der französisch-sowjetischen Sektorengrenze in Berlin: In schneller Fahrt ist ein Ost-BMW mit Vopo-Nummer — ein Vopo am

ARM IN ARM *verließ Hollywoods jüngstes Brautpaar, Dr. McNulty und Frau Anne, geborene Blyth, mit Kardinal McIntyre die Kirche. Die Filmschauspielerin Anne Blyth überraschte Amerika mit dem Wunsch nach zehn Kindern. Für Hollywood war außerdem neu, daß ein katholischer Kirchenfürst einen Filmstar traute, und daß der Papst telegrafisch seinen Segen erteilte* FOTO: DPA







Steuer, eine Frau im Rücksitz — die Wollankstraße heraufgekommen. Er rutscht auf dem regennassen Pflaster und gerät auf westliches Gebiet. „Flüchtlinge", denken die Vopos der Grenzsperre und knallen darauflos. Der Fahrer wird getroffen, der BMW steht — aber immer noch im Westsektor. „Flüchtlinge", denken auch die Westberliner Polizisten und versuchen, den Wagen abzuschleppen. Erneutes Feuer der Vopos zwingt sie in Deckung (Bild links außen). Bis französische Militärpolizei erscheint und mit den Russen und Vopos ein Palaver anfängt. Ergebnis: die Westberliner Polizei darf den BMW abschleppen (Bild Mitte), der verletzte Fahrer kommt in ein Krankenhaus (Bild rechts). Die Frau wollen die Franzosen in Schutzhaft nehmen (Bild links). Sie protestiert heftig: Sie ist linientreue Beamtin des Staatssicherheitsministeriums, und wollte gar nicht fliehen. Ihr Fahrer auch nicht, sie sind wirklich nur gerutscht. — Die Dame ist inzwischen den Sowjets wieder zugestellt worden FOTOS: UP (3), up (1)



„Ich bringe euch den Sohn – aber es kostet

schrieb Walter Puder und machte mit dem Schmerz der El

In dem ostfriesischen Dorf Wymeer wartete die Landwirtsfamilie Groeneveld acht Jahre vergeblich auf die Rückkehr ihres vermißten Sohnes Arnold. Suchdienst-Angestellter Walter Puder in Bamberg nährte die Hoffnungen mit einem ganzen Roman. Er begann mit einem Brief. „Erschrecken Sie nicht“, heißt es darin, „Arnold lebt und ist gefunden. Am 13. Mai 1945 geriet er mit mehreren Kameraden 30 km westlich des Plattensees in Gefangenschaft. Seine Leidensstationen: Lazarett Foskani, dann ein Lager am Schwarzen Meer. Anschließend: Schweigelager am Donez. Ein halbes Jahr später schob man ihm einen Walddiebstahl zu und schickte ihn auf 12 Jahre nach Karaganda in Sibirien.“ Und nun begann Puders toller Schwindel. Er bietet sich selber als Helfer an. Aber die Sache kostet etwas. Sie kostet sogar sehr viel, insgesamt 10 000 DM. Der bangende Vater bezahlt und erfährt in Telegrammen und Briefen, daß der bestochene russische Kommandant den Gefangenen Groeneveld entlassen habe. „Jetzt ist er in Görlitz.“ — „Jetzt in einem Lager bei Gotha.“ Die glücklichen Eltern rüsten bereits zum Empfang, da deckt ein befreundeter Polizei-Hauptwachtmeister den Schwindel auf. Nicht ein Wort des Betrügers erwies sich als wahr, und das frivole Spiel mit der Verzweiflung schließt mit einem grausigen Finale. Der zutiefst getroffene Vater Groeneveld stirbt an gebrochenem Herzen.



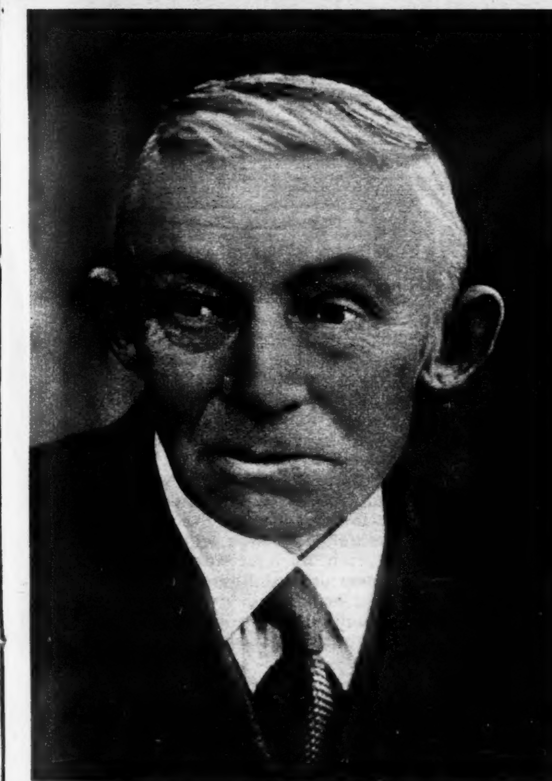
***Der Gefreite links ist Arnold Groeneveld.** Geboren am 25. 8. 1925 in Wymeer in Ostfriesland. Vermißt seit 15. 3. 45. Letzte Einheit: 356. I.D. Feldpostnummer 42546/E. In dem Gebäude oben, behauptete der Betrüger Puder, habe Arnold als Gefangener gesessen. „Das ist doch unsere Erlöserkirche“, rief eine Bambergerin, als sie das Bild sah. Rechts eine Aufnahme der Kirche in Bamberg. Mit solchen „Dokumenten“ suchte Puder seine gemeine Täuschung glaubhaft zu machen*



Dieser Hof mit 70 Hektar Land *wartet noch immer auf Arnold Groeneveld. Links das Wohnhaus der Familie. „Der Hof bleibt ihm immer, ganz gleich, wann mein Bruder wiederkommt", erklärte seine Schwester. Wenn Kummer und Tränen belohnt werden, dann müßte es hier geschehen, wo mit der Angst einer Familie lange Jahre hindurch grausames Spiel getrieben wurde* FOTOS: SCHMIDT (3), PEIS (3)

vermißten 10000 DM"

tern sein schmutziges Geschäft





Am Leid gestorben *ist Landwirt Reent Aeissen Groeneveld (oben), der 59jährige Vater des vermißten Arnold. An seinem Sarg (unten) trauerten Frau und beide Töchter. Einige Wochen vorher kam ein Telegramm: „In einer Woche bin ich bei Euch. Onkel Puder muß noch bleiben. Arnold." Nun zählten sie die Stunden bis zur Heimkehr*

Ausgespielt *hat Walter Puder. Er war mit Frau und Kindern 1945 aus Breslau nach Petkum in Ostfriesland geflüchtet. Später fand er in Bamberg Stellung. Er arbeitete dort an der Suchkartei für Kriegsgefangene mit. 1946, während eines Besuches bei seiner Familie in Ostfriesland, nahm er die Verbindung mit den Groenevelds im benachbarten Wymeer auf. Am 31. 1. 1952 entließ ihn seine Dienststelle wegen Unregelmäßigkeiten. Fast anderthalb Jahre später wurde er verhaftet. 7 Jahre lang hatte Puder die Groenevelds um Tausende geprellt. Noch Ostern 1953 versprach er, Arnold mit einer ostzonalen Fußballmannschaft in die Heimat zu schleusen. Telegrafisch ließ er Geldbeträge zwischen 500 und 2000 DM postlagernd in Orte an der Zonengrenze schicken, angeblich, um Bewachungsmannschaften zu bestechen und um sich mit Berliner Vertrauensleuten in Verbindung zu setzen*







ALTER SEEMANN SINGT OPERN

Der alte Seemann Carl Neumann aus Bremen konnte nachts ganz gut schlafen. Mit 71 Jahren glaubte er sein Leben hinter sich zu haben. Als Schiffsjunge hatte er die Meere bereist und als kaiserlicher Marinesoldat war er 1903 in Afrika (Bild links). Später stand er als Kapitän auf der Kommandobrücke (Bild rechts unten). Daß er jetzt auf der Bühne steht und vom Kontra-C drei Oktaven aufwärts Arien schmettert (Bild rechts), verdankt er Mr. Stroewer aus USA. Der hat Opa Neumann entdeckt und ausbilden lassen. Die Pianistin Ilse Borchers (Bild Mitte) begleitet ihn auf dem Flügel und auf der Amerika-Tournee FOTOS: KEYSTONE

Nasse Rücken am Rio Grande

Amerikas größtes Einwanderungsproblem sind die „Wetbacks", die „Nassen Rücken". Das sind die Leute, die heimlich, ohne Paß und Papiere, den Rio Grande durchschwimmen, der Mexiko von den USA trennt. Arme mexikanische Arbeiter, die in Texas in den Baumwollplantagen, beim Straßenbau und auf den Petroleumfeldern zehnmal soviel verdienen können wie zu Hause, und das, obwohl sie als illegale Einwanderer weit unter dem gewerkschaftlichen Tariflohn bezahlt werden. Rund 70 000 „Wetbacks" werden jeden Monat von der amerikanischen Grenzpolizei erwischt und unter Eskorte nach Mexiko zurücktransportiert. Sie werden gar nicht erst abgeurteilt, weil die Richter und Gefängnisse nicht ausreichen. Und dabei wird höchstens die Hälfte der Jllegalen geschnappt; die amerikanischen Behörden schätzen, daß alle 30 Sekunden ein „Wetback" die nasse Grenze erfolgreich passiert. Solange es in den USA Unternehmer gibt, die mit Vergnügen Jllegale einstellen, um Lohn zu sparen, so lange wird sich das Problem der „schwarzen" Einwanderung nicht meistern lassen. Auch für Mexiko sind die Grenzgänger ein schwieriges Problem. Sie haben zu einem unvorstellbaren Ansteigen der Kriminalität geführt. Im Uferdickicht des Rio Grande haben sich ganze Räuberbanden eingenistet, die den erfolgreichen „Wetbacks" auflauern, um ihnen bei ihrer Rückkehr in die Heimat mit Mord und Totschlag die ersparten Dollars abzunehmen.



Vor den Karabinern der nordamerikanischen Grenzpolizei zerbricht die Hoffnung auf ein besseres Leben. Juan, José und Pancho, drei junge arbeitslose Mexikaner, haben ohne Papiere den Rio Grande überquert, den Grenzfluß zwischen Mexiko und den USA. So wie sie, versuchen täglich Tausende den illegalen Sprung ans andere Ufer, um in den Plantagen und auf den Erdölfeldern eine lohnende Arbeit zu finden



Über die Brücke von Hidalgo werden die erwischten Jllegalen wieder abgeschoben

MIT MANHATTANS WOLKENKRATZERN *konkurrieren die drei Mastspitzen der wendigen „Vema“ unter dem wolkenlosen Himmel von New York. Zwei Monate war der 553 Tonnen schwere Dreimastschoner unterwegs auf Forschungsreisen. An Bord kochte ein Dutzend Wissenschaftler Salzwasser, legte Algen unter das Mikroskop und wühlte auf dem Grund des Golfs von Mexiko nach Sand und Steinen. Bei ihrer Rückkehr konnten die Wissenschaftler der Columbia-Universität die Frage nach dem Ursprung des Golfs beantworten. Sie sind sich darüber einig, daß immer Wasser floß, wo heute Wasser fließt, und daß der Golf von Mexiko also auch in grauer Vorzeit kein Teil des nordamerikanischen Kontinents gewesen ist. Er hat nie zum Festland gehört. Ein supermodernes Forschungslaboratorium an Bord der „Vema“ stand den Wissenschaftlern zur Klärung der Frage zur Verfügung* **Foto: up**



***Die Fernkamera** entdeckte diese Wegelagerer. Am mexikanischen Ufer lauern sie auf zurückkehrende Grenzgänger, die drüben gearbeitet haben. Wegen einer Hand voll Dollars werden sie zu Mördern*





***Mit Sprechfunkgeräten** stehen die amerikanischen Grenzpolizisten vom Rio Grande miteinander in Verbindung. Ihre 600 Mann starke Truppe patrouilliert am Nordufer entlang und macht Jagd auf illegale Grenzgänger aus Mexiko. 70 000 arme Teufel, die in den reichen Staaten nichts anderes suchen als Arbeit und Brot, werden jeden Monat geschnappt. Aber einer noch größeren Zahl gelingt es, in den USA unterzutauchen. Man schätzt, daß seit dem Kriege etwa 10 % der mexikanischen Bevölkerung illegal in Nordamerika eingewandert ist. – **Bild rechts:** zwei Illegale, die in letzter Sekunde erwischt wurden. Gerade wollten sie in das Auto eines Agenten steigen, der billige Arbeitskräfte für eine Farm in Texas suchte* **FOTOS: KEYSTONE**



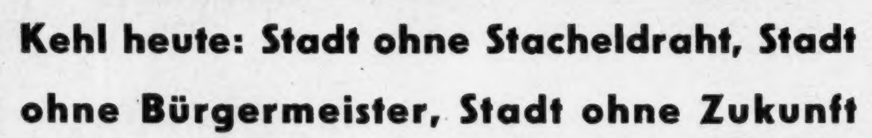
Am südöstlichen Stadtrand von Kehl *begann 1949 die deutsche Wiederbesiedlung in Kleinst-Teilstrecken. Bis zur vollständigen Freigabe der Stadt mußten 42 solcher Teilstrecken ausgehandelt werden. Die bisherigen Zwangsbewohner nahmen vom Dachziegel bis zum Fensterrahmen alles mit*

Eine tote Stadt *mit brausendem Durchgangsverkehr. Kehls Bevölkerung lebte einst von der ortsansässigen Industrie. Die Trick-Zellstoffwerke hatten den größten Bedarf an Arbeitskräften. Was die Demontage dem Werk übrigließ, raubten Buntmetalldiebe. Es kann nicht mehr aufgebaut werden*





Ein historischer Augenblick. *Der letzte Stacheldraht, der im Westen noch deutsches Land zerreißt, wird aufgerollt. Kehl ist frei! Die Schäden, die die zurückgekehrten Kehler vorfinden, sind gewaltig. Die Häuser halb zerfallen, die Kanalisation zerstört, die Arbeitsplätze verschwunden. Noch gibt es Aufbauarbeiten in Hülle und Fülle. Wenn aber die Instandsetzung der Häuser abgeschlossen ist, wo finden dann Kehls 12000 Einwohner Arbeit? Und nach der Beurlaubung Bürgermeisters Marcello geht es sogar mit dem Wiederaufbau nicht weiter. Es gibt nicht einmal ein Krankenhaus, denn Stadträte und Chefarzt können sich über Anstellungsverträge und Neubaupläne des Krankenhauses nicht einigen*



Kehl heute: Stadt ohne Stacheldraht, Stadt ohne Bürgermeister, Stadt ohne Zukunft

Jedem Deutschen war das Schicksal der deutschen Stadt Kehl nach dem Kriege eine Herzenssache; jeder Politiker, der für Demokratie und Freiheit eintritt, forderte die Rückgabe dieser Stadt an Deutschland; jede deutsche Zeitung zeigte uns das trostlose Bild der Stadt Kehl aus den Jahren der totalen Beschlagnahme durch Frankreich. Kehl war für uns eine nationale Frage! Nun haben die Franzosen gemäß dem Washingtoner Abkommen am 8. April den restlichen Teil der Stadt termingerecht geräumt. Jetzt wären wir mit unserer nationalen Frage am Zuge. Was aber bietet „unser Kehl" der Welt, an die wir so laut und so lange um Gerechtigkeit appelliert haben! Korruption, Intrigen, Verwaltungschaos, Uneinigkeit — kurz: ein übles Theater, das auf dem Rücken der schwergeprüften Kehler Bevölkerung ausgetragen wird.

Das ist in kurzen Zügen die Nachkriegsgeschichte Kehls, die unser Bildbericht in Einzelheiten erzählt: Bei Kriegsende wurden Stadt und Hafen Kehl von den Franzosen in Bausch und Bogen beschlagnahmt. Die evakuierte Bevölkerung der Stadt durfte nicht in ihre Häuser zurückkehren. In die

(FORTSETZUNG AUF SEITE 12)



„Nichts darf er allein machen", *beschlossen Kehls Stadträte, als sie ihren Feldzug gegen den Bürgermeister Marcello begannen. Sogar beim Öffnen der Post sollte stets ein Stadtrat dabei sein. Der Blick, den hier Stadtrat Schertel (rechts) anscheinend unbeobachtet in ein Manuskript von Dr. Marcello (links) wirft, spricht Bände. Marcello stellte sich der Öffentlichkeit in drei überfüllten Bürgerversammlungen. Von allen Vorwürfen gegen ihn blieb nichts übrig. Dennoch muß Kehls einstimmig gewählter Bürgermeister Dr. Ernst Marcello nun schon seit neun Monaten unfreiwilligen Urlaub nehmen. Wenn ihm die zahllosen Prozesse, die er jetzt führen muß, Zeit lassen, spielt er Tischtennis, anstatt den Wiederaufbau in seiner Stadt vorantreiben zu können. Er ist des Sieges der gerechten Sache sicher*



Ein Ruinenfeld *ist der Kehler Hafen trotz des mit Frankreich geschlossenen Hafenvertrags geworden. Im Hintergrund das Straßburger Münster. – Der beurlaubte Bürgermeister Marcello wollte am Hafen neues Industriegelände erschließen. Kehls Stadträte stürzten ihn und legten damit den Plan aufs Eis*

Leer sind die langen Hafenbecken *von Kehl, während drüben in Straßburg reger Schiffsverkehr herrscht. Die Schweizer Rheinschiffahrt, die früher den Kehler Hafen bevorzugte, hat sich inzwischen selbständig gemacht. Die Holzanfuhr für das vollständig zerstörte Zellstoffwerk ist weggefallen*



Die Brücke nach Frankreich (Pfeil) ist verschieden hoch. Der höhere Teil stand einst bei Offenburg, wurde demontiert und am Rhein wieder aufgebaut. Quer über diese Brücke verläuft jetzt wieder die deutsch-französische Grenze. Frankreich hat die Stadt geräumt. Der Washingtoner Vertrag ist erfüllt

***Französische Heerestruppen** befinden sich diesseits des Rheins nur noch in der Kaserne hier im Vordergrund. Drüben liegt Straßburg, und täglich sehen die Kehler Bürger die mächtige Entwicklung, die der Hafen und die Industrie am französischen Ufer des Rheins seit 1945 genommen haben*







***Sparkassenleiter Zettel** wurde von Bürgermeister Marcello fristlos entlassen. Von 1,4 Millionen Aufbaukrediten hatte er 700000 DM den Mitgliedern des Verwaltungsrats der Sparkasse, die zum großen Teil auch Mitglieder der Freien Wähler-Gemeinschaft waren, zukommen lassen. „Zettel muß wieder her", verlangte nach Marcellos Beurlaubung der Vorsitzende des Verwaltungsrates Albert Schmitt (rechts), der gleichzeitig Vorsitzender der Freien Wähler-Gemeinschaft ist. Daß inzwischen das Arbeitsgericht in Offenburg Zettels fristlose Entlassung als vollkommen gerechtfertigt bestätigte, und die Prüfer des Badischen Girokassenverbandes schwere Verstöße gegen eine ordnungsgemäße Geschäftsführung bei der von Zettel geleiteten Kehler Sparkasse feststellten, stört ihn dabei offensichtlich nicht im geringsten*



***Deutschlands Visitenkarte** im Westen ist die Grenzstadt am Rhein für alle Fremden, die aus Frankreich kommen. Kehl macht noch heute einen niederschmetternden Eindruck. In der Dämmerung klappern Fensterläden gespenstisch vor unbewohnten Häusern. Allzugern sind die Stadtväter bereit, den Franzosen die alleinige Schuld für diese Zustände in die Schuhe zu schieben. Aber das ist einfach nicht wahr! In den zwei Jahren, in denen die Stadt von ihren Zwangsbewohnern immer weiter geräumt wurde, hätte zweifellos schon sehr viel geschehen können. Geld war da, durch Staatskredite — es wurde für private Geschäftsinteressen verwandt; der richtige Mann war da —, er fiel den Leuten zum Opfer, die nur an sich und ihren eigenen Profit denken können* **REPORTAGE: SEELIGER / BASIL**



***Zwei Betriebe**, ein Röhrenwerk und eine Sperrholzfabrik, sind die einzigen nennenswerten Produktionsstätten, die im Hafengebiet wieder vollbeschäftigt arbeiten. Das sind alles in allem zusammengenommen rund 300 Arbeitsplätze für 12000 Einwohner der deutschen Grenzstadt am Rhein*

***Der Dorn im Fleisch** des Hafens ist die französische Kriegsmarinestation, die am Hafeneingang mit größtem Tempo erbaut wird (Pfeil). Frankreich behält damit diesseits des Rheins ein Faustpfand, das es ihm ermöglicht, die Zufahrt zum Hafen aus militärischen Gründen zu unterbinden*



SCHILDA LIEGT AM RHEIN

(FORTSETZUNG VON SEITE 11)

leerstehenden Häuser zogen französische Zivilisten ein, denen die Stadt Straßburg am anderen Rheinufer entweder keine Wohnungen geben wollte oder für die tatsächlich drüben kein Wohnraum vorhanden war. Auch französische Stellen geben heute zu, daß es sich hierbei in der Mehrzahl um recht unerfreuliche Existenzen handelte.

Unter dem sich steigernden Druck der öffentlichen Meinung unterzeichnete Frankreich schließlich am 8. April 1949 das Washingtoner Abkommen, welches bestimmte, daß Kehl bis zum 8. April 1953 von Frankreich zu räumen sei. 1949 begannen die Franzosen mit der Rückgabe von 91 beschlagnahmten Wohnungen.

Haus um Haus, Straße um Straße mußte in schwierigen Verhandlungen wieder in die Bundesrepublik „zurückgeholt" werden. 1951 war es endlich so weit, daß der von der Besatzung geräumte Teil Kehls wieder einen Bürgermeister und einen Gemeinderat haben sollte. Zwei Institutionen, die für den künftigen Aufbau einer unbewohnbar gewordenen Stadt die Voraussetzung sind. Neben den politischen Parteien, die sich nun in Kehl um die Gunst der Wähler bemühten, gründeten damals Kehler Geschäftsleute die Freie Wählergruppe (FWG). Diese Freie Wählergruppe bekam dann bei der Wahl der Stadträte acht von insgesamt vierzehn ausgeschriebenen Sitzen. Nun fehlte nur noch das geeignete Stadtoberhaupt. Da Kehl noch niemals in seiner Geschichte einen gebürtigen Kehler zum Bürgermeister hatte, wurde auch diesmal die Stellung öffentlich ausgeschrieben. 78 Bewerber meldeten sich. 78 Bewerber wurden wieder nach Haus geschickt; denn die besonderen Fähigkeiten, die Kehls besondere Situation von seinem Stadtoberhaupt verlangen mußte, konnte keiner überzeugend genug nachweisen. Schließlich fanden die Stadträte den Mann, den sie durch öffentliche Ausschreibung gesucht hatten: Regierungsrat Dr. Marcello aus dem Freiburger Innenministerium. Marcello ließ den Stadtrat nicht im Zweifel, daß mit seiner Amtübernahme die goldene Zeit für alle diejenigen vorüber sein würde, die sich inzwischen an Aufbaugeldern oder Krediten persönlich bereichert hatten oder sich von der Kehler Situation privatim eine goldene Zukunft versprachen. „Bravo", sagte der Stadtrat, „bravo", rief die Bürgerschaft. Und Dr. Marcello wurde einstimmig auf die Dauer von neun Jahren zum Bürgermeister gewählt.

Was niemand glaubte, was vor allem aber die Stadträte als hohle Bewerbungsphrase gewertet hatten, wurde von diesem Tage an vor allem für die Stadträte der Freien Wählergruppe schreckliche Wirklichkeit: Marcello machte mit seinem Versprechen ernst. Er hatte im Gegensatz zur FWG nicht nur eine genaue Konzeption vom Aufbau und von der einzig möglichen wirtschaftlichen Zukunft seiner Stadt durch Heranziehung fremder Industrien, er hatte auch das nötige Rückgrat, denjenigen entgegenzutreten, die sich am Leichnam dieser einst blühenden Stadt noch gesund machen wollten. Daß das zum Teil dieselben Leute waren, die ihn einstimmig gewählt hatten, irritierte ihn dabei nicht. Dem Erschrecken der Stadträte folgte augenblicklich eine panische Betriebsamkeit. Dieser Mann, der hier Sauberkeit und Ordnung einführen wollte, war ihnen zu gefährlich. Er mußte wieder verschwinden. Jetzt war keine Intrige schäbig, keine Lüge dreckig genug, um Marcello, den die Bevölkerung bis zum heutigen Tage den „Retter unserer Stadt" nennt, als unfähigen, eitlen Trottel hinzustellen. Als die Intrigen fruchtlos blieben, die Lügen in sich zusammenbrachen, griffen die unter Marcellos Zügelführung ächzenden Stadträte zum letzten Mittel: sie traten zurück. Ohne Gemeinderat war Kehls Stadtverwaltung arbeitsunfähig. So, und mit Hilfe parteipolitischer Verbindungen nach „oben", gelang es den Stadträten, auch in Kehl das Sprichwort von den vielen Hunden, die des Hasen Tod sind, vorzuexerzieren. Marcello wurde Ende 1952 vom Landrat auf unbestimmte Zeit „beurlaubt.

Kehl war wieder ohne Bürgermeister und ist es bis heute geblieben. Klage folgte nun auf Klage, Prozeß auf Prozeß. Jedes Gericht hat bis heute Marcellos Untadeligkeit bestätigen müssen; dennoch bleibt er weiter beurlaubt, denn die Dienstwege der Aufsichtsbehörden sind oft wunderbar. Inzwischen ruht der von Marcello sorgfältig geplante Aufbau der Stadt. Inzwischen ist sein Stadtbaumeister wegen „mangelnder Möglichkeit einer weiteren fruchtbaren Zusammenarbeit mit dem gegenwärtigen Stadtrat" zurückgetreten. Inzwischen werden von den zehn Millionen DM Wiederaufbaukrediten, die der Südweststaat und die Bundesregierung für Marcellos Pläne spontan zur Verfügung stellten, enorme Beträge planlos verwirtschaftet. Das ist der Stand der Dinge bis zum heutigen Tag.

Den Verantwortlichen sei es hier in aller Deutlichkeit gesagt: Kehl war nicht nur bis zu seiner Befreiung ein gesamtdeutsches Anliegen, Kehl ist gerade heute eine nationale Frage!

Was würden Sie tun?

In einer New Yorker Tageszeitung erschien folgendes Inserat:

Was würden Sie tun, wenn Sie endlich, nach langem Werben, nach glühenden Worten die Geliebte in den Armen halten. Sie reicht Ihnen zitternd die Lippen zum Kuß, Sie haben alles um sich her vergessen, da — in diesem Augenblick erscheint sprungbereit vor Ihnen ein mächtiges vorsintflutliches Tier, ein Dinosaurus, größer als zwanzig Elefanten zusammen! O Herr, was würden Sie tun?

Würden Sie küssen die Miß? Oder missen den Kuß?

Wenn Sie es wissen wollen, wie man sich in einer solchen Situation benimmt, so besuchen Sie unseren Film.

Und die Leute strömten ins Kino!

Als sie wieder herauskamen, wußten sie es:

„Essen Sie abends niemals schwere Speisen, sondern stets Browns leichtverdauliche Maiskuchen, sonst geht es Ihnen wie unserem Filmhelden, der nach Gänseleberpastete die schwersten Träume hatte!"

*

Eines Tages warf Sascha Guitry am Bahnhof von Trouville zehn Centimes in einen Automaten. Wider allgemeines Erwarten zog er auch richtig ein Stück Schokolade heraus. Sofort rief Guitry den Bahnhofsvorsteher herbei. Geschäftig und innerlich fluchend kam der geplagte Beamte. „Ist der Apparat schon wieder in Unordnung?" zeterte er.

„Im Gegenteil", lächelte Sascha. „Aber Sie sind in letzter Zeit so oft belästigt worden, weil die Leute sich über den Automaten beklagten, daß ich die seltene Gelegenheit nicht vorübergehen lassen möchte, um Ihnen diesmal meine Genugtuung darüber auszusprechen, daß er auch manchmal normal arbeitet. Und die umstehenden Herrschaften werden mit mir einverstanden sein, wenn ich Sie zugleich in ihrem Namen dieserhalb aufs herzlichste beglückwünsche!"

Damit verbeugte er sich, gab einem Kinde die Schokolade und ging.

*

Ein Mann sah bei einem Pokerspiel, daß auch ein Hund mitspielte. Während er noch zusah, zog der Hund drei Karten, hielt sie mit den Klauen der einen Pfote und schob seinen Einsatz mit der anderen Pfote hin.

„Nanu", sagte der Neuankömmling verblüfft, „so etwas Tolles habe ich noch nie gesehen; ein Hund, der richtig Poker spielen kann."

„Oh", antwortete der Besitzer des Hundes, „so gut ist er auch wieder nicht, jedesmal, wenn er gute Karten hat, wedelt er mit dem Schwanz."

*

Ins Arbeitszimmer der Schriftstellerin Colette kam ihre Zofe und bat, für sie einen Brief an „ihn" zu beantworten, da sie doch nicht die rechten Worte fände. Und schon schrieb die Colette einen besonders lyrischen Brief, las ihn vor und wartete auf Beifall — vergebens.

„Ist er nicht richtig?" fragte sie schließlich.

„O ja, aber das ist doch kein richtiger Brief —, da gehört mindestens ein P. S. darunter!"

„Was soll ich denn als P. S. schreiben?"

„Ich weiß auch nicht. Vielleicht einfach: Entschuldige die vielen Fehler!"

Die wahre Geschichte (2)



Die Augen der Mutter Evans

„Ich weiß, daß mein Sohn kein Mörder ist"

Es ist, als stünden sich in diesem Augenblick im Großen Schwurgerichtssaal des Londoner Old Bailay nur zwei Menschen gegenüber. Unbewegt ist das Gesicht des alten Mannes unter der eisengrauen Perücke des Richters, dieses Gesicht mit der großen geraden Nase, den schweren Tränensäcken, mit den Falten der Skepsis um Mund und Augen und den drei tiefen Furchen, die von Schläfe zu Schläfe die Wölbung der Stirn nachzuzeichnen scheinen.

Die Akten, ein nicht sehr umfangreicher grauer Stoß Papier auf dem Tisch vor dem Platz des Richters Lewis, behandeln den Fall des 25jährigen Fernfahrers John Timothy Evans, angeklagt des Mordes an seiner 19jährigen Frau Beryl und seiner 14 Monate alten Tochter Geraldine. Angeklagt und geständig. „Ich habe es getan, ich hab sie umgebracht, alle beide, macht Schluß, mein Leben hat keinen Sinn mehr, macht ein Ende . . . !" Mehr hat er nicht gesagt, dieser jugendliche Mörder mit dem unausgeprägten Gesicht, verstört und verzweifelt hat er seinen Kopf in die Hände fallen lassen, und so hat er dagesessen die ganzen Stunden.

Nein, dieser John Timothy Evans ist nicht der Gegenspieler des ob seiner gerechten Strenge gerühmten Richters Lewis in diesem Prozeß. Er ist nur ein Opfer seines eigenen verpfuschten Lebens, wie es scheint, und er hat sich längst selbst aufgegeben, in diesem Augenblick, da sich der alte Mann mit der eisengrauen Perücke über der gefurchten Stirn erhebt, um den Urteilsspruch zu verkünden.

Aber indem sich der Richter erhebt und mit der Rechten das kleine schwarze Käppchen ergreift, um es nach uraltem Brauch auf die harten toten Locken der Perücke zu setzen, ehe er über das Leben des Angeklagten seinen Spruch spricht, da trifft sein Blick die Augen der Frau, die ganz rechts in der zweiten Reihe der Zuschauerbänke sitzt, ihm unmittelbar gegenüber. Und indem sich nun auch die Zuschauer und die Zeugen erheben, um stehend und in Ehrfurcht vor Recht und Gesetz die Stimme des Richters zu vernehmen, da ist dem Mr. Justice Lewis auf einmal, als wüchse diese Frau heraus aus der Menge der übrigen, aus der Menge, die das atemlose Schweigen gefangenhält — als stünde sie auf bis zur gleichen Höhe mit ihm, dem Richter, der erhöht steht auf seinem Podest, weil Recht und Gesetz höher sind als das Leben der Menge, das verstrickt ist in Irrtum und Schuld.

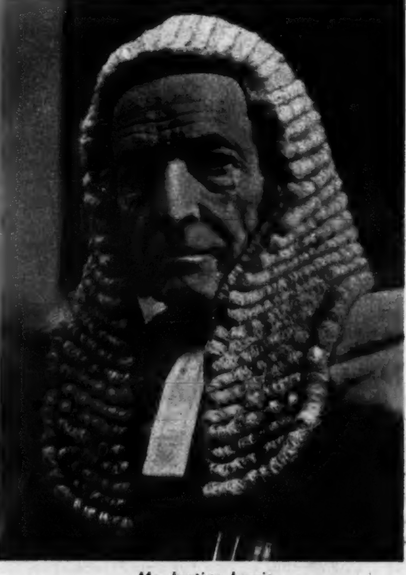
Und dies ist der Augenblick, da sie sich allein gegenüberzustehen scheinen im Großen Schwurgerichtssaal des Londoner Old Bailay, der Richter Lewis und die Reinmachefrau Thomasina Evans, die Mutter des Angeklagten. Aber was Richter Lewis, der ein Menschenalter lang in den Mienen von Angeklagten und Zeugen zu forschen gelernt hat, was dieser rechtskundige Mann aus den weit aufgerissenen Augen in dem tränenlosen Gesicht der alternden Frau herausliest, das ist nicht die Bitte um Gnade für den Mördersohn, der Frau und Kind kaltblütig erdrosselte, die Frau mit ihrem eigenen Strumpf und das Kind mit einer billigen gestreiften Krawatte, der die Leichen im Waschkeller verbarg, und der nun nichts zu sagen weiß, als „macht Schluß, ich habe es getan, macht ein Ende mit mir . . ."

„Nein!" schreien diese weit geöffneten Augen, „er hat es nicht getan, ich kenne meinen Tim, er kann es nicht getan haben, ich kenne ihn doch besser als ihr alle, er ist doch mein Junge, Herrgott, laß es nicht zu, daß er sein Leben wegwirft, weil es keinen Sinn mehr für ihn hat, seitdem Beryl und das Baby tot sind, er hat sie doch über alles geliebt, und nun will er nicht mehr leben . . . hört ihr denn nicht, ich bin doch seine Mutter . . . er war es nicht . . . laßt ihn nicht sterben, ich habe ja nur noch ihn . . .!" Aber kein Wort kommt über die schmalen zusammengepreßten Lippen dieser alten Frau und keine Träne rollt über ihre Wangen.

Draußen, vor den hohen Fenstern, steht an diesem 10. Februar des Jahres 1950 der Nebel wie eine undurchsichtige Wand. Dann und wann hört man vom Hafen her eine Schiffssirene heulen, sonst dringt nur das dumpfe Hupen der Omnibusse, die sich mühsam ihren Weg durch den Schlackerschnee und den dichten Dunst suchen, wie aus großer Ferne bis in diesen Raum.

Dann bricht die Stimme des Richters in das atemlose Schweigen: „Timothy John Evans, man bringe Sie von diesem Ort zu

[FORTSETZUNG AUF SEITE 14]



Mr. Justice Lewis



Timothy Evans am Tage des Todesurteils

(FORTSETZUNG VON SEITE 13)

einem Gefängnis der Justiz. Von dort führe man Sie zum Richtplatz, wo Sie am Halse gehängt werden, bis Sie tot sind. Möge der Allmächtige Ihrer Seele gnädig sein. Amen. Amen."

Und dann ist es wieder still wie vorher. Eine Sekunde stehen die Menschen in diesem Saal erstarrt. Unbewegt wie die uralte Formel des Richtspruches ist das Gesicht des alten Mannes unter der eisengrauen Perücke, noch immer blicken die aufgerissenen Augen der Mutter Evans auf dieses Gesicht. Erschreckt, obgleich sie das Urteil erwarteten, stehen die Zuhörer, die Zeugen. Es ist, als sei aus dem Nebel da draußen der Tod in diesen Saal getreten, gerufen von der Stimme des Richters, und die Augen einer Mutter haben ihn nicht bannen können, den Tod mit dem Strang für ihren Sohn Tim.

Und plötzlich zerreißt ein Schrei das Schweigen.

„Da sitzt er ...", wie ein Pfeil ist der Verurteilte aus seiner zusammengesunkenen Haltung aufgeschnellt, und sein gestreckter Arm sticht in die Leere zwischen Anklagebank und Zeugenstand, „... da sitzt der Mörder!" Und während die sich überschlagende Stimme in einem heiseren Schrei erstirbt, haben die Gerichtsdiener schon zugegriffen und John Timothy Evans hinausgeführt auf den Gang zum Gefängnis der Justiz, in die Zelle des Todes.

Auf der Zeugenbank aber hat ein Mann die Hände vor sein Gesicht geschlagen, als Tim Evans schrie: John Reginald Christie, ehemaliger Hilfspolizist, Aktfotograf, Hauswirt der Familie Evans und Hauptbelastungszeuge gegen John Timothy, den 25jährigen Fernfahrer, den nun der Galgen erwartet.

*

Das war im Februar 1950.

Ein paar Tage lang haben die Leute in London von nichts anderem geredet, die Zeitungen haben darüber geschrieben, aber bald wechselten die Berichte von der ersten auf die dritte Seite — andere Ereignisse traten in den Vordergrund, es gab neue Sensationen, neuen Gesprächsstoff, der Fall Evans war uninteressant geworden. Als am 20. Februar die Berufung von Englands Oberrichter Lord Goddard verworfen wurde, langte es kaum noch zu ein paar Zeilen in den Morgenblättern. Und am 6. März des Jahres 1950, morgens um zehn Minuten vor sieben, wurde John Timothy Evans durch den einzigen Henker Englands, Albert Pierrepoint, gehängt.

Den Strick schon um den Hals, Sekunden bevor das Brett unter seinen Füßen weggezogen wurde, beteuerte Evans noch einmal: „Ich sterbe unschuldig — Christie hat es getan!"

Eine Woche darauf, nachdem Evans vom Galgen geschnitten und in einem billigen Kiefernsarg auf dem Zuchthausfriedhof von Petonville unter einem namenlosen, nur mit einer Nummer versehenen Stein beigesetzt worden war, starb sein irdischer Richter Mr. Justice Lewis.

*

Die Szene, die drei Jahre später in dem gleichen Schwurgerichtssaal des gleichen Londoner Old-Bailay-Gerichtes spielt, hat mit der Verhandlung gegen den Fernfahrer Evans eine gespenstische Ähnlichkeit. Es sind dieselben Zeugen und Zuhörer, die da auf den Bänken sitzen, die Leute aus Rillington Place, der engen Gasse in dem Armeleuteviertel von Nottinghill, wo auch Evans lebte und wo heute noch seine Mutter wohnt, die Witwe Thomasina Evans.

Und als könnte sie heute und hier die Antwort finden auf alle Fragen, die in den drei Jahren ihr Herz und ihr Hirn zermartert haben, als ahnte sie, daß die blendende Sonne dieses heißen Junitages Licht bringen müßte in alles, was an jenem nebelverhangenen Februarmorgen vor drei Jahren ungeklärt blieb, deshalb ist auch sie hier erschienen, und es mag Zufall sein oder ein ihr selbst unerklärlicher Zwang, daß sie sich auf den gleichen Platz gesetzt hat, an die rechte Ecke der zweiten Zuschauerbank, unmittelbar gegenüber dem Richter.

Der ist freilich ein anderer als damals. Zwar ist auch Mr. Justice Finnemore, dem neun Männer und drei Frauen als Geschworene zur Seite sitzen, ein alter Mann — denn niemand kann in England vor seinem 65. Jahre Richter werden — und auch seinem Gesicht gibt die graue Perücke die Würde seines Amtes. Aber der etwas grämliche Herr hat nicht jene skeptische Unnahbarkeit des verstorbenen Richters Lewis, der auf seinem Stuhl saß, als die Witwe Thomasina Evans das erstemal in diesem Saal weilte. Er zögert nicht, seinem Abscheu über die Taten des Angeklagten während des Prozesses ganz offenkundig Ausdruck zu geben. Und noch bevor er das Urteil spricht, sagt er: „Mir ist kein Fall in keinem Land der Erde bekannt, wo einem Gericht ein Mann gegenüberstand, der ohne Scham und Reue bekannte: ‚Ja, ich tötete dieses Opfer, und ich mordete noch sechs andere dazu.' Dieser Mensch ist ein Ungeheuer!"

Und dieser Mensch, dieses Ungeheuer, ist niemand anders als John Reginald Halliday Christie, der Belastungszeuge von vor drei Jahren, Expolizist Christie, der Hauswirt der Familie Evans, in dessen Keller versteckt damals die Leichen von Beryl Evans und ihrem Töchterchen Geraldine gefunden wurden.

Es soll die Geschichte dieses widerwärtigsten Mörders unserer Tage hier nicht erzählt werden. Seitdem an jenem Sonnabend vor drei Monaten der Neger aus Jamaika auf die Polizeistation von Nottinghill gelaufen kam und von den Leichenfunden in Rillington Place Nr. 10 berichtete, ist der Fall Christie von den Zeitungen in allen Einzelheiten behandelt worden.

Der Neger aus Jamaika war verhältnismäßig neu in der Gegend. Er hatte vor Jahren in Southampton sein Schiff verlassen, hatte hier und da in den Häfen gearbeitet und war schließlich nach London gekommen, wo er ein weißes Mädchen fand und heiratete, ein Mädchen aus einem der überfüllten Reihenhäuser in den Slums, die einmal jedes für eine Familie gebaut worden waren und die jetzt in jedem Zimmer eine Familie beherbergen. Kein Wunder, daß der Mann aus Jamaika glücklich war, als der Witwer John Christie ihm die beiden Räume, die er als Wohnzimmer und Arbeitsraum benutzte, für wenig Geld abtrat.

Was kümmerte es den Neger, daß in den beiden Räumen ein merkwürdig chemischer Geruch herrschte, wie nach einem scharfen Desinfektionsmittel — es mochte auch eine jener Chemikalien sein, die der ehemalige Hilfspolizist und jetzige Fotograf Christie zum Entwickeln seiner Bilder gebraucht hatte.

So dachten die beiden bis zu dem bewußten Sonnabend, an dem die Frau des Negers, die auf den klangvollen Namen Mabel hörte, von ihrem Vater eine selbstgezimmerte Wandgarderobe zu ihrem zweiundzwanzigsten Geburtstag bekam. Sie wollte das neue Möbel gleich an der Wand befestigen, aber da sie mit Hammer und Nägel nicht umzugehen wußte, rief sie ihren Mann, der draußen vor der Tür in der Frühlingssonne saß, zu Hilfe.



***Ein Foto aus glücklicheren Tagen,** das der Expolizist und Fotograf Christie aufnahm: es zeigt John und Beryl Evans mit dem Baby Geraldine*

Georges Mackinsey — so hieß der Mann, den man in der Straße allgemein nur den Neger aus Jamaika nannte — suchte sich einen starken Nagel, und da er keinen Hammer besaß, nahm er die stumpfe Seite des Beils, das sein Vormieter Christie im Waschkeller des Hauses zurückgelassen hatte. Der Nagel ging leicht in die Wand, aber als Georges und Mabel die Garderobe daran aufhängten, brach der Nagel aus und hinterließ einen langen Riß in der Tapete, ein richtiges geschlitztes Loch in der Wand, denn der Nagel hatte offenbar im unteren Rand eines Holzbalkens gesessen, und darunter war eine Öffnung, die man nicht gesehen hatte, weil die Tapete darüber geklebt war.

„Die schöne Tapete ...!" entfuhr es Mabel, denn die Tapete dieses Zimmers war das einzige Neue an dem alten Haus. Christie hatte den Raum, wie er den Mackinseys stolz erklärte, vor seinem Auszug selber neu tapeziert.

Mit Daumen und Zeigefinger jeder Hand packte Georges die aufgeschlitzten Ränder des Papiers, als er plötzlich zu spüren glaubte, daß der Geruch nach Chemikalien sich unerträglich verstärkte, jetzt auch von einem süßlichen Dunst untermischt — und dann sah er auch schon das Unfaßliche, Grauenhafte ... aus dem Loch in der Wand starrten ihn die verdrehten Augäpfel einer Toten an, aus weit geöffneten Lidern — da ließ er die Tapete fahren, stieß ein unverständliches, nach Urwald klingendes Gurgeln hervor, ergriff seine Frau und stürzte mit ihr ins Freie.

So begann der Fall des John Reginald Halliday Christie, der sieben seiner Morde freiwillig und ohne Zögern zugab und der auf die Frage des Richters ungerührt meinte: „Es können auch mehr gewesen sein, so genau weiß ich es nicht mehr." Die in den Wänden, unter dem Fußboden und im Hof des Hauses Rillington Place Nr. 10 gefundenen Leichenteile und Knochen ließen auf insgesamt siebzehn Opfer schließen.

Die Witwe Thomasina Evans sitzt am dritten Tag der Verhandlung gegen John Christie auf ihrem Platz an der rechten Ecke der zweiten Zuschauerbank, unmittelbar gegenüber dem Richter Finnemore. Sie hat die Namen der Opfer dieses Wüstlings, der mit seiner Hornbrille wie ein biederer Lohnbuchhalter aussieht, unbewegt angehört. Sie hat keine Miene verzogen, als die scheußlichen Einzelheiten der verschiedenen Mordfälle zur Sprache gebracht wurden, vom Staatsanwalt mit hörbarem Ekel in der Stimme erfragt und von Christie mit müder Sachlichkeit geschildert. Nur einmal, als von einem Strumpf die Rede ist, mit dem Christie sein Opfer erwürgte, und ein andermal, als er erzählt, wie er die kleine einundzwanzigjährige Wiener Lehrschwester Ruth Fürst mit einem Schlips erdrosselte, da zuckt es um Mund und Augen der alten Frau. Das waren die gleichen Instrumente, mit denen Beryl Evans und die kleine Geraldine vor drei Jahren umgebracht wurden. Und ihr ist, als höre sie wieder die Stimme ihres Tim, den sie gehängt haben, und der ihr wenige Minuten vor seinem Tode noch schwor: „Mum, glaube mir, ich war es nicht, Christie hat es getan!"

Müßte sie nicht triumphieren? Jetzt, da der Belastungszeuge ihres Jungen selber auf der Anklagebank sitzt? Da ihm das Todesurteil schon am zweiten Tage sicher scheint, wenn es den Anwälten nicht gelingen sollte, ihn für unzurechnungsfähig erklären zu lassen. Ach, welchen Triumph sollte es für eine Mutter geben, die weiß, daß keine Macht der Welt ihren Jungen wieder lebendig machen kann. Nein, es ist nichts von Triumph in den Augen dieser alten Frau, es ist nur die schier unerträgliche Spannung einer Seele, die weiß, daß ihre Stunde kommen wird ... heute ... morgen ...

Es geschieht um die Mittagszeit des letzten Tages der Beweisaufnahme, daß der Name Evans fällt. Es ist die Stimme des Justizrates der Krone Dr. Derek Curtis Bennett:

„John Reginald Christie, ich frage Sie, haben Sie die Frau Beryl Evans getötet?"

Und da sie den Namen hört, stürzt die Erinnerung wie ein Wirbelsturm über der alten Frau zusammen — die paar Jahre mit Tim und der immer fröhlichen Beryl, das Glück, als die kleine Geraldine geboren wurde, und der Schreck, als bald darauf wieder ein Kind sich meldete.

Damals hatte alles begonnen.

Sie waren alle drei sehr verzweifelt gewesen, keiner von ihnen hatte so recht gewußt, wie das bißchen Geld für einen weiteren Esser reichen sollte, und außerdem hatte Beryl gerade eine schwere Grippe hinter sich gebracht und fühlte sich viel zu schwach, um das Kind auszutragen.

So waren sie auf den Gedanken gekommen, sich an Christie zu wenden. Der war ein tüchtiger, vertrauenswürdiger Mann, und außerdem hatte er bei der Polizei einen Kurs in „Erster Hilfe" absolviert — seitdem stand in seinem Wohnzimmer ein Kästchen mit ärztlichen Instrumenten. Und John Christie ließ sich nicht lange bitten. „Keine Sorge, ich mach' das schon weg", hatte er gesagt.

Aber warum hatte Beryl sich auch ausgerechnet an dem Tage zu Christie begeben, als Tim seinen Lastzug nach Leyton in die Werkstatt bringen mußte? Als er am nächsten Tag zurückgekommen war, da hatte ihm dieser Christie seine tote Frau gezeigt und ihn trösten wollen — der Eingriff sei mißglückt, so etwas könne immer einmal vorkommen, das passiere sogar den Ärzten gelegentlich. Und Tim hatte daran geglaubt und sich selbst die Schuld gegeben, weil er es ja gewesen war, der Beryl zu Christie geschickt hatte. Und dann hatte er den Kopf verloren und fliehen wollen — aber da war ja noch das Baby, die kleine Geraldine, und als John Christie ihm versprochen hatte, das Kind zu Bekannten in sichere Obhut zu geben, da hatte er diesem Menschen auch das Kind noch überlassen und war davongerannt, ganz irr und wirr im Kopf, als säßen ihm die Verfolger schon auf den Fersen.

Niemand anders als Hauswirt John Reginald Christie war es gewesen, der eine knappe Woche später zur Polizei gelaufen kam und erzählte, daß im Waschkeller seines Hauses eine tote Frau hinter dem Brennholzstapel läge, eingewickelt in eine Wolldecke, und es könne wohl die junge Frau Evans sein, die Frau von dem Fernfahrer im oberen Stock, so genau habe er nicht

(FORTSETZUNG AUF SEITE 16)



***Im frühen Nebel wurde auf dem Friedhof im Gunnesbury** das Grab geöffnet, in dem Beryl Evans und die kleine Geraldine im November 1949 beigesetzt wurden. Die Untersuchung der Leiche ergab, daß Frau Evans vor ihrem Tode Leuchtgas eingeatmet haben muß, wie es Christie in seinem Geständnis angab*



. . was viele Raucher
lange ersehnten:

MERCEDES
Rein Orient

jetzt **10** Pf

Die Tabaksteuerreform ermöglichte die
Preissenkung bei gleichbleibender Qualität



Rein Orient · Batschari Tradition

WIENER G'SCHICHTEN *Tumult in der Lerchenfelder Straße: Drei Zivilrussen, die einen tschechischen Emigranten entführen wollten, werden verhaftet. Man setzt sie in einen von den weißen Wagen der interalliierten Militärstreifen. Da springt der russische MP des einen Wagens ans Steuer und versucht mit seinen drei verhafteten Landsleuten davonzufahren. Der US-Fahrer kann gerade noch den Wagenschlag aufreißen (Bild oben) und dem Russen ins Lenkrad greifen. Der kracht in den zweiten Streifenwagen hinein. (Bild links). – Soweit alles gut. Die Gerechtigkeit hat gesiegt, sollte man meinen, und die drei Russen kommen ins Zuchthaus. Mitnichten. Sie werden zur Aburteilung - den Sowjetbehörden übergeben. So ist das in Wien zwischen den Besatzern nun einmal ausgemacht*

(FORTSETZUNG VON SEITE 14)

hingesehen. Wo denn der Evans sei, wollten die Polizisten wissen, aber auch da konnte John Christie keine genaue Auskunft geben, er hätte ihn schon seit einer Woche nicht mehr gesehen, was kümmere ihn auch der Evans... Und als der erste beste Uniformierte aus dem Revier mit ihm ging, fanden sie hinter der Leiche von Frau Evans auch das Baby, die kleine Geraldine, ganze vierzehn Monate alt und nun kalt und steif und tot wie ihre Mutter.

All das geht in Sekunden durch den Kopf der alten Frau hier auf der Zuhörerbank im Schwurgerichtssaal des Londoner Old Bailay.

Zehn Tage später hatten sie Tim Evans gefaßt — ach, sie hätten gar nicht so lange zu suchen brauchen, er war bei seiner Tante im Wallisischen gewesen, während Scotland Yard ihn weiß Gott wo suchte. Und dann hatte Tim gestanden: „Ja, ich bin's gewesen, ich hab sie umgebracht, alle beide."

Als Mutter Evans das gehört hatte, da glaubte sie zuerst, man hätte ihren Tim geschlagen auf der Polizei, man hätte das Geständnis einfach in ihn hineingeprügelt. Aber dann durfte sie ihn besuchen, im Gerichtsgefängnis in Brixton, und er hatte immer nur gesagt: „Laß mich, Mum — ich will nicht mehr leben, ich bin schuld, daß sie tot sind." Und da hatte Mutter Evans gleich gewußt, wie er's gemeint hatte, weil er doch Beryl den schmutzigen Instrumenten dieses Christie ausgeliefert hatte und weil er ihm das Baby gab, als ihm die Angst wegen seiner toten Frau die Kehle heraufgekrochen war und er den Kopf verloren hatte und fliehen wollte.

Und dann denkt die alte Frau an die letzte halbe Stunde vor der Hinrichtung ihres Jungen, als er die Sterbesakramente schon empfangen hatte und sie Hand in Hand in seiner Zelle saßen. Da hatte sie ihn noch einmal gefragt: „Tim, mein Junge, nun hast du nur noch ein paar Minuten zu leben, mach dein Herz leichter, sag mir die reine Wahrheit!" Und in ihrer Stimme hatte die Angst gezittert vor dem Galgentod, der schon zwischen ihnen stand, und davor, daß diese letzte Wahrheit allzu grausam sein könnte. Aber da hatte Timothy Evans, der immer zur Erde zu sehen und ein bißchen zu stottern pflegte, wenn er vor seiner Mutter etwas verheimlichen wollte, da hatte er die Hand gehoben und seiner alten Mutter über das Haar gestrichen und hatte ihr in die Augen gesehen und hatte ganz ruhig gesagt: „Bitte, Mum, weine nicht, ich bin an allem schuld, aber getötet hab ich sie nicht. Was soll ich weiter leben ohne die zwei — laß mich jetzt dahin gehen, wo Beryl und Baby sind..."

Und dann hatte der Wärter „Ende der Besuchszeit" gesagt, und sie war hinausgegangen nach draußen, und als sie ein paar Schritte gegangen war, da hatte das Todesglöcklein zu läuten angefangen, drinnen, auf dem Hof des Zuchthauses von Pentonville.

*

„John Reginald Christie, ich frage Sie zum zweitenmal, haben Sie Frau Beryl Evans getötet? Antworten Sie!"

Und Christie, der gleichgültige, reuelose Mörder, zögert noch immer. Unter Eid hat er damals vor drei Jahren mit ruhiger Stimme den Angeklagten Timothy Evans belastet. Auch jetzt steht er als Zeuge in eigener Sache unter Eid. Wird ihn das Urteil der Psychiater vor der Todesstrafe retten können, wenn herauskäme, daß er nicht nur im sexuellen Wahn getötet hat, wenn es sich erwiese, daß er damals, vor drei Jahren, kaltblütig und überlegt einen Unschuldigen an den Galgen brachte? Hinter der schmalen Buchhalterstirn mit der großen Hornbrille scheint er fieberhaft zu rechnen...

Aber dann ist es wieder, als stünden sich in diesem Augenblick im Schwurgerichtssaal des Londoner Old Bailay nur zwei Menschen gegenüber. Und diesmal ist sie wirklich aufgestanden, die alte Frau, von ihrem Platz rechts an der Ecke in der zweiten Reihe der Zuschauerbänke. Und als ob eine unsichtbare Gewalt von ihr ausginge, zwingt sie diesen Menschen, diesen Mörder im Zeugenstand, zu ihr herüberzusehen. Ihre Augen sind weit aufgerissen, der schmale Mund zusammengepreßt, und über ihre Wangen läuft keine Träne.

„Ja", sagt John Christie leise, „ja, ich habe Beryl Evans getötet."

*

Mutter Evans hat nicht mehr gehört, wie Christie die schauerlichen Einzelheiten seiner Tat schilderte. Wie er Beryl Evans unter dem Vorwand, den Eingriff bei ihr machen zu wollen, mit dem Gasschlauch betäubte, wie er sie dann mißbrauchte und die Bewußtlose schließlich mit einem Strumpf erwürgte, den er im Zimmer fand. Wie er dem heimgekehrten Evans die Geschichte von dem mißglückten Eingriff vorschwindelte, wie er ihm die Angst einjagte, daß die Polizei ihn greifen würde, wie er ihn bedrohte, daß er ihn umbringen müßte, wenn er das Maul aufmachte. „Der Evans", sagt Christie, „der glaubte ja alles. Das war ein Simpler. Und weil ich selber früher Polizist war, hat er mir noch immer vertraut. Und dann hat er mir geholfen, die Leiche in den Waschkeller zu tragen. Und ich habe ihm versprochen, jemand für das Kind zu finden. Und dann ist er abgereist."

Das alles hört Mutter Evans nicht mehr, weil man sie hinausgeführt hat, als sie zusammenbrach auf ihrem Platz, die kräftige Frau, der so etwas früher nie passiert ist —, als könnten sich Reinmachefrauen Ohnmachten erlauben, sowas gibt es doch nur bei den feinen Damen. Und da sitzt sie nun, draußen auf der Bank vor dem Saal, und der Gerichtsdiener hält ihren Arm, und es ist derselbe, der damals Timothy Evans hinausgeführt hatte, als der schrie: „Da — da sitzt der Mörder." Und nun brechen die Tränen hervor aus diesen müden, wachen Augen der Mutter Evans, nun, da bestätigt ist, was sie gewußt hat vom ersten Tage an.

Und für sie bedeutet es deshalb nichts Neues mehr, als man ihr eine Woche später berichtet, daß Christie in der Todeszelle auch den Mord an der kleinen Geraldine zugegeben hat. In der gleichen Zelle, an deren Wand, mit einem Löffelstiel eingekratzt, die Worte stehen:
TIMOTHY JOHN EVANS, MARCH 1950."



John Christie *(mit Hornbrille) wird, nachdem er den Mord an Beryl Evans gestanden hat, vom Londoner Old-Bailay-Gericht ins Gefängnis gebracht. Vor ihm Justizrat der Krone Dr. Derek Curtis Bennett*



1000 Käufer in jeder Stunde

In jeder Stunde gehen mehr als 1000 Verbraucher in die Apotheken, Drogerien und Parfümerien, um die bekannten Spezialitäten der Kukirol-Fabrik zu kaufen. Dieser Vorgang wiederholt sich Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Und der Käuferkreis wird immer noch größer.

Die ständige große Nachfrage kommt aber nicht von selbst, sondern hat 5 Ursachen:

1. Millionen Zeitungsleser werden durch die wertvollen Hinweise in unseren Inseraten immer wieder auf unsere Erzeugnisse aufmerksam gemacht und dadurch zum Kauf angeregt.
2. Die hochwertigen, stets gleichbleibenden Qualitäten stellen die Verbraucher zufrieden. Das große Vertrauen zu den bekannten Marken veranlaßt sie, die echten Spezialitäten der Kukirol-Fabrik immer wieder nachzukaufen.
3. Durch die Herstellung in großen Mengen können wir unsere Spezialitäten zu so vorteilhaften Preisen liefern, daß praktisch alle Bevölkerungsschichten in der Lage sind, sie jederzeit zu kaufen.
4. Nicht nur in Großstädten, sondern auch in kleineren Orten sind die bei den Verbrauchern und Wiederverkäufern beliebten Spezialitäten unserer Fabrik in jedem Fachgeschäft erhältlich oder werden, falls sie einmal ausverkauft sein sollten, schnell besorgt.
5. Da wir für jede Packung, die unsere Fabrik verläßt, eine Güte-Garantie gewähren und bei Nichtgefallen den vollen Kaufpreis zurückzahlen, geht niemand ein Risiko ein.

Jeder Käufer erhält für sein gutes Geld einen vollen Gegenwert, da wir ihm nicht x-beliebige Mittel zur Verfügung stellen, sondern Markenartikel, deren Wirksamkeit von vielen tausend Ärzten und Zahnärzten sowie Millionen Verbrauchern seit Jahren festgestellt worden ist.

Sollten Sie unsere Spezialitäten noch nicht kennen, so machen Sie recht bald einen für Sie risikolosen Versuch. Sie werden beglückt sein über die große Hilfe, die ihnen geboten wird.

Für Zahnprothesenträger

stellen wir die bekannten, von mehr als 10 000 Zahnärzten verordneten Kukident-Präparate her, die schon Millionen überaus wertvolle Dienste geleistet haben.

Ein künstliches Gebiß ist keine Schande. Trotzdem brauchen Fremde doch nicht zu wissen, daß Sie Ihre natürlichen Zähne ganz oder teilweise eingebüßt haben. Sie können Ihr Geheimnis bewahren, indem Sie Kukident benutzen.

Das patentierte Kukident-Reinigungs-Pulver

reinigt Zahnprothesen ohne Bürste und ohne Mühe vollkommen selbsttätig und macht sie gleichzeitig geruchfrei und keimfrei. Selbst Raucherbelag wird in der zahnfleischfarbenen Kukidentlösung, die Sie sich mit Wasser und etwas Kukident selbst bereiten, restlos beseitigt. Die Zähne sehen wieder wie neu aus.

Bei Gebrauch von Kukident gibt es kein Verfärben der Zähne oder Gebißplatten, aber auch kein Entfärben des oft empfindlichen Prothesenmaterials, denn das Kukident ist chlor- und sodafrei und dadurch absolut unschädlich.

Die 180 g-Packung kostet 2.50 DM. Sie sparen somit 20 Dpf., wenn Sie die große Packung kaufen.

Die patentierte Kukident-Haft-Creme

hält obere und untere Zahnprothesen fester und länger als je zuvor. Sie können sprechen, singen, lachen, husten und niesen, ohne befürchten zu müssen, daß Sie Ihr Gebiß verlieren. Es wackelt auch beim Sprechen und Essen nicht mehr hin und her, wenn Sie die Kukident-Haft-Creme richtig anwenden. Immer wieder wird uns von Zahnprothesenträgern bestätigt, daß sie durch die Kukident-Haft-Creme wieder Äpfel, Brötchen, und Fleisch essen können wie früher mit ihren eigenen Zähnen.

Das Kukident-Haft-Pulver

hat sich besonders bei schwierigen Kieferverhältnissen bestens bewährt. Die kürzlich neu eingeführte flache Blechdose läßt sich bequem in der Tasche tragen. Der praktische Schiebeverschluß ermöglicht es Ihnen, nur so viel Kukident-Haft-Pulver zu entnehmen, wie Sie für Ihren speziellen Zweck benötigen. Brauchen Sie nur ganz wenig Kukident-Haft-Pulver, so schieben Sie nur einen kleinen Teil des Schiebers zurück, andernfalls mehr.

Zur Fußpflege

werden immer wieder die altbewährten Kukirol-Präparate benutzt.

Schmerzfreies Gehen und Stehen, gesunde, leistungsfähige und hornhautfreie Füße erzielen Sie bei regelmäßiger Kukirol-Fußpflege, kurz kukirolen genannt.

Bei müden und schmerzenden Füßen bringt Ihnen das sauerstoffhaltige Kukirol-Fußbad schnelle Hilfe. Auch bei Brennen, quälendem Jucken, Schwellungen, Wundlaufen und übermäßigem Schweiß werden Ihnen die Kukirol-Fußbäder mit dem kräftigen Kiefernnadelduft gute Dienste leisten. Die Kukirol-Fußbäder wirken reinigend und erfrischend, kräftigen die Fußnerven und -muskeln und erhöhen die Leistungsfähigkeit, so daß Sie stundenlang gehen und stehen können, ohne zu ermüden. Kaufen Sie sich eine Packung Kukirol-Badesalz für 1.20 DM, die für 6 Kukirol-Fußbäder reicht. Der schnelle Erfolg wird Sie überraschen.

Hühneraugen, Hornhaut und Schwielen

beseitigen Sie schmerzlos und unblutig mit Kukirol. Ohne Messer, ohne Operation und ohne Berufsstörung können Sie sich von ihren Plagegeistern innerhalb kurzer Zeit befreien.

Selbst die dickste Hornhaut unter den Füßen wird erweicht und beseitigt. Die hornstofflösenden Wirkstoffe entfalten eine so starke Tiefenwirkung, daß die Wucherungen bis in ihre Grundlagen hinein zerstört werden. Auch Hühneraugen werden schnell beseitigt. Wie oft sieht man in Schwimmbädern Damen mit rotlackierten Fußnägeln. Die Hühneraugen aber passen nicht dazu. Lieber keinen Nagellack, aber dafür hornhautfreie Zehen.

Sie bekommen das echte Kukirol in der Tube für 1.20 DM, ferner als Pflaster für 90 Dpf.

100 g-Packung
1.50 DM

Kukident
REINIGUNGS-PULVER
FÜR KÜNSTLICHE GEBISSE

Kukident
HAFT-CREME

1.80 DM

Kukident
HAFT-PULVER
FÜR KÜNSTLICHE GEBISSE

Praktische flache
Blechdose mit
Schiebeverschluß
1.50 DM

KUKIROL-FABRIK (17a) WEINHEIM (BERGSTR.)

Du gehörst zu mir

Roman einer unerfüllten Leidenschaft von Robert Pilchowski

Auf der Heimreise von New York nach Helsinki schreibt der finnische Journalist Laarminen ein Erlebnis nieder, das ihn aus Amerika in seine Heimat zurücktreibt: Laarminen war Chefredakteur einer angesehenen New Yorker Kunstzeitschrift. Eines Tages nahm er ein hilfsbedürftiges, fremdes Mädchen in sein Haus auf. Sie nannte sich Berenice und behauptete, von der Südsee-Insel Efate zu stammen. Allerlei Wahrnehmungen bestärkten jedoch in Laarminen den Verdacht, daß es im Leben Berenices ein dunkles Geheimnis gibt. Doch auf alle drängenden Fragen Laarminens schweigt Berenice hartnäckig. Mit Entsetzen stellt Laarminen bald darauf fest, daß sein Freund Gunnar von einer unbezwingbaren Leidenschaft zu Berenice ergriffen worden ist. Gunnar löst seine Verlobung mit der Diplomaten-Tochter Harriet Lund. Er beginnt zu trinken und seine Arbeit zu vernachlässigen. Nach einer Reihe heftiger Auseinandersetzungen verläßt er zusammen mit Berenice Laarminens Haus. — Eine Zeit später lauert Gunnar jedoch Laarminen vor dessen Haus auf; er macht den Eindruck eines Mannes, der völlig am Ende ist. Laarminen nimmt ihn mit zu sich und gibt ihm noch einmal eine Chance. — Laarminens Verlobte Ann entdeckt Berenice auf Kino-Bildern.

8. Fortsetzung

Hast du dir den Film angesehen?" fragte ich Ann. Ich hatte Mühe, meiner Stimme einen unbeteiligten Klang zu geben.

„Nein, dazu hatte ich keine Zeit, aber wenn es dir recht ist, gehen wir morgen zusammen hin."

„Morgen? Tut mir leid, da habe ich eine Besprechung", und betont gleichgültig fügte ich hinzu: „Es ist ja auch nicht so wichtig. Ich glaube nicht, daß sie etwas kann, ganz abgesehen davon, daß der Film sicherlich ein Schmarren ist. Man kennt ja diese auf Zelluloid gezogene Südseeromantik."

Kaum war sie fort, so holte ich die Zeitung und informierte mich, wo der Film „Wolken über der Südsee" lief. Es war ein kleines Kino, ganz in meiner Nähe, und da die letzte Vorstellung noch nicht begonnen hatte, machte ich mich sofort auf den Weg, um mir den Film anzusehen.

Wolken über der Südsee ... Das Plakat leuchtete mir schon von weitem entgegen: eine sich vom blutroten Abendhimmel abhebende Palme, daneben die platinblondierte Heldin mit sehr viel Busenprofil und der nur mit einem Lendenschurz bekleidete Held.

Ich besah mir die Bilder, unter denen ich auch die Aufnahme fand, die ich bereits kannte, und löste mir eine Karte.

Der Hauptfilm, eingeleitet vom Firmenzeichen der Gesellschaft; ihm folgten der Name des Regisseurs, des Kameramannes, des Drehbuchautors sowie verschiedener anderer Leute und endlich die der Darsteller. An der Spitze die Größen, und gleich danach sie: Aminah ... Berenice Gilbert.

Gilbert? Warum Gilbert? Der Ehering fiel mir ein, den ich in ihrem Portemonnaie gefunden hatte, die Adresse in Los Angeles, das nur wenige Kilometer von Hollywood, dem Sitz der Filmgesellschaft, entfernt lag, und plötzlich glaubte ich, ihr Geheimnis zu kennen. Sie war mit diesem Patrick Gilbert verheiratet und hatte ihn aus irgendwelchen Gründen sitzen lassen. Darum die Geschichte von der illegalen Einwanderung und ihre ständige Angst vor Verfolgung. Inzwischen hatte der Film begonnen, und als ich meine Aufmerksamkeit wieder den Vorgängen auf der Leinwand zuwandte, hatte Berenice gerade ihren ersten Auftritt. Sie spielte eine Eingeborene und sah nicht nur bezaubernd aus, sondern schien auch Talent zu haben. Ihrer Aufgabe, einem verheirateten amerikanischen Maler, der seinen Urlaub auf Hawaii verbringt, den Kopf zu verdrehen, entledigte sie sich auf so überzeugende Weise, daß ich mich verschiedentlich an seine Stelle versetzt fühlte. Das einzige, was mich störte, war die synchronisierte Stimme, mit der sie ihm, von der Ukelele begleitet, Lieder ins Ohr sang.

Meine Vermutung, daß der Film ein Schmarren sei, stimmte übrigens. So blieb ich nur, bis Aminah, vom Liebsten verlassen, in die stürmische See hinausschwamm und ertrank.

Auf dem Heimweg kam mir dann der Gedanke, mich bei der Filmgesellschaft nach ihr zu erkundigen. Vielleicht ließ sich so der Grund finden, den Gunnar brauchte, um von ihr los zu kommen.

*

Seit heute früh befinden wir uns in der Ostsee. Das Meer ist ruhig wie ein See, und wie in einem See spiegelt sich in ihm der wolkenlose Himmel. Es ist ein so warmer Herbsttag, wie ich ihn in diesen Breiten noch nicht erlebt habe.

In knapp zwei Tagen sind wir in Helsinki. Freue ich mich? Nein, ich empfinde nicht einmal Neugier, obwohl sich in den zweiundzwanzig Jahren, die seit meiner Auswanderung vergangen sind, vieles verändert haben muß. Ein Glück, daß ich meine Rückkehr verschwiegen habe. Der Gedanke, daß mein Bruder mich mit Frau und vier Kindern, die ich von Fotos her kenne, an der Hafenkade erwarten könnte, wäre mir unerträglich. Zweiundzwanzig Jahre — sie lassen sich nicht mit einem „prächtig siehst du aus" und Schulterklopfen überbrücken.

Torsten ist in der ganzen Zeit aus Helsinki nicht herausgekommen. Seine Welt reicht vom im Norden der Stadt gelegenen Djurgarden bis zum Südhafen, vom westlichen Tölö bis zum östlichen Kronohagen. Innerhalb dieser Begrenzung spielte sich sein Leben ab. Er ist ein braver Kerl, der sehr an mir hängt, aber zu sagen haben wir uns nichts. Sein Lebensinhalt sind die Familie und das Holzgeschäft, das schon mein Vater betrieben hat. Darüber hinaus gibt es nichts, was ihn noch interessieren könnte.

Natürlich werde ich mich eines Tages bei ihm melden. Nur kann ich nicht sagen, wann ich soweit bin. Vielleicht genügt ein Spaziergang durch die Stadt, über die Esplanade zum Marktplatz bis hinauf zur belebten Tavaststraße. Vielleicht wird es auch länger dauern, und ich muß erst bis nach Nordfinnland wandern, nach Lappmarken, um mich zu akklimatisieren.

An Bord kursiert das Gerücht, daß ich Schriftsteller sei und an einem Buch schreibe. Evelyne Grey erzählte es mir. Ich erwartete Fragen, aber sie wechselte sofort das Thema. Sie ist eine merkwürdige Frau, aus der ich nicht recht klug werde. Bald habe ich das Gefühl, daß sie meine Nähe sucht und etwas von mir will, bald, daß sie mich meidet. Gestern abend zum Beispiel sagte sie mir, daß sie mir etwas erzählen müßte; als ich sie aber nach dem Essen daran erinnerte, schüttelte sie nur verstört den Kopf und verließ fluchtartig den Salon.

Wenn ich meine Geschichte bis zur Ankunft in Helsinki fertig haben will, muß ich mich beeilen. Ich bin ziemlich ausführlich gewesen, und will jetzt versuchen, mich nur noch auf die Vorgänge zu beschränken, die für ihren tragischen Ablauf entscheidend sind.

*

Gunnar arbeitete also wieder in der Redaktion. Er arbeitete wirklich und tat sein Bestes, mich zufriedenzustellen. Daß er trotzdem nichts leistete, hing wohl mit seinen finanziellen Sorgen zusammen, über die er mit mir sprach, als er mich nach einer Woche um einen größeren Vorschuß bat.

Es wären nicht nur die fälligen Hypothekenzinsen, die ihn bedrückten, vielmehr hätte er noch andere Schulden. Zögernd rückte er dann damit heraus, daß er gespielt hätte. Er sei zufällig in einen Klub geraten, wo man in privatem Kreise Roulette, Trente et quarente und Bakkarat spiele. Dabei hätte er siebentausend Dollar verloren. Darum habe er auch seinen Wagen, den neuen Fernsehapparat und einige seiner Möbel verkaufen müssen.

„Und warum hast du gespielt?" fragte ich.

„Ich weiß nicht. Es lag wohl daran, daß ich keine Arbeit hatte."

„Und Berenice? Spielte sie auch?"

„Nein."

„Wußte sie, daß du spielst?"

„Nein."

„Aber du mußt ihr doch etwas erzählt haben?"

„Sie dachte, daß ich arbeite."

„Nachts? Als was denn? Als Nachtwächter?"

„Nein", erwiderte er kleinlaut. „Ich sagte ihr, daß ich in einer Radiostation angestellt bin."

Ein Verdacht schoß mir durch den Kopf und ich sagte: „Weiß sie eigentlich, daß du wieder bei mir arbeitest?"

Ich nahm sein Schweigen als Antwort und fuhr fort: „Du hast also Angst vor ihr?"

„Nein, aber ich habe ihr damals versprochen, dich nicht wiederzusehen."

Wieder lag es mir auf der Zunge, ihm zu erzählen, was ich von ihr wußte, doch überlegte ich es mir anders. Noch wußte ich nicht genug.

„Spielst du noch?" fragte ich.

Er verneinte, vermied es aber, mich anzusehen.

„Gut", sagte ich nach einigem Nachdenken, „gib mir eine Aufstellung deiner Schulden mit den Adressen deiner Gläubiger."

Überrascht hob er die Augen. „Willst du wirklich . . .?"

Ich nickte. „Vorausgesetzt, daß du mir sagst, wo dieser Klub sich befindet."

Nach einigem Zögern nannte er mir die Adresse. Bevor er fortging, fragte ich ihn noch, ob Berenice schuld daran sei, daß er angefangen hätte zu spielen.

„Ich weiß nicht", murmelte er gequält.

Hart sagte ich: „Du solltest dich von ihr trennen!"

Er seufzte, dann ging er mit hängenden Schultern hinaus.

Am Abend ließ ich mich von einem Taxi zu dem Klub fahren, den Gunnar mir genannt hatte.

Er befand sich in einem zweistöckigen Hause in der 47. Straße und bestand offiziell aus drei behaglich eingerichteten Räumen, zu denen man mir ohne weiteres die Pforten öffnete, als ich mich auf Herrn Ekström berief. Gespielt wurde nicht. Ich sah nur zwei Herren, die bei einem Glas Bier plauderten. Da ich das Stichwort nicht kannte, bestellte ich bei dem dunkel gekleideten Klubdiener einen Brandy und erkundigte mich, wo man hier eigentlich spiele.

Er sah sich erstaunt um und sagte: „Niemand spielt hier."

„Darum frage ich ja, wo gespielt wird."

„Wollen Sie vielleicht Herrn Berkewitz sprechen?"

„Gern", sagte ich freundlich.

Wenige Minuten später näherte sich mir ein Herr, dessen liebenswürdiges

(FORTSETZUNG AUF SEITE 20)











(FORTSETZUNG VON SEITE 19)

Lächeln genau so falsch war wie die große, auf seiner Krawatte schillernde Perle. Womit er dienen könne?

Ohne mich zu erheben, fragte ich ihn, ob er der Geschäftsführer sei.

Er nickte.

Ob er Herrn Ekström kenne?

Er mußte sich erst besinnen. Ekström? Möglich, im Moment könne er es nicht bestimmt sagen, aber er glaube, den Namen schon gehört zu haben.

„Ausgezeichnet", sagte ich, „dann möchte ich Sie bitten, Herrn Eckström in Zukunft den Zutritt zu Ihren Räumen zu verweigern."

„Warum?" fragte er und kniff dabei die Augen zusammen. „Wenn Herr Ekström Klubmitglied ist . . ."

Ich stand auf, trat dicht an ihn heran und sagte halblaut: „Andernfalls werde ich die Polizei auf Ihren Klub aufmerksam machen."

Er hob die Hände. „Aber bitte, mein Herr! Wir sind ein eingetragener Verein und haben von der Polizei nichts zu fürchten."

Ohne ihm eine Antwort zu geben, schaute ich ihm so lange in die engstehenden Augen, bis sein Blick unsicher abirrte. Dann sagte ich gleichmütig: „Ansonsten wünsche ich Ihnen für Ihr Unternehmen viel Glück." Damit ließ ich ihn stehen.

Am nächsten Morgen setzte ich mich mit Gunnars Gläubigern in Verbindung. Als ich ihnen eröffnete, daß er wieder eine Anstellung hätte und seine Schulden ratenweise abtragen würde, erklärten sie sich unter der Bedingung, daß der Verlag für die pünktliche Überweisung der Raten Sorge tragen würde, mit einer Stundung ihrer Forderungen einverstanden. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, und nachdem ich mit Gunnar die monatlichen Zahlungen besprochen hatte, bat ich Fräulein Brush, für mich einen Flugplatz nach Hollywood zu belegen.

Gleich nach der Landung ließ ich mich von einem Taxi nach Culver City hinausfahren, wo die Filmgesellschaft ihren Sitz hatte. Der Pförtner, den ich nach Mister Garfield, dem Regisseur von „Wolken über der Südsee" fragte, führte mich in ein Wartezimmer, dessen Wände mit Aufnahmen sämtlicher Stars bepflastert waren, die für die Gesellschaft gearbeitet hatten. Alle trugen das gleiche Lächeln zur Schau, dieses leere, vom Scheinwerferlicht auf die Züge genagelte „Keep smiling", mit dem die amerikanische Filmindustrie einen Typus geschaffen hat, der zur Maske unseres Jahrhunderts geworden ist.

Um mir nicht die Laune verderben zu lassen, trat ich ans Fenster. Dort wartete ich, bis der Mann zurückkam und mir mitteilte, daß Mister Garfield draußen in den Ateliers sei und erst nachmittags zurückkehren werde.

„Wo sind die Ateliers?"

„Fremden ist der Zutritt zum Ateliergelände verboten", erwiderte er.

Ich holte einen Fünfdollarschein hervor. „Ist Ihnen mein Name denn nicht bekannt?"

„Doch", grinste er. „Sind Sie nicht von der Universal?"

„Richtig", sagte ich anerkennend, während der Schein in seiner Tasche verschwand. „Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis."

Er ging, um einen Passierschein auszufüllen, in seine Loge. Ich folgte ihm. Er nahm einen Zettel und fragte: „Wie war noch der Name?"

„Laarminen."

„Ganz recht, Mister Laarminen von der Universal. Sie finden Mister Garfield in Halle sieben."

Ich hatte Glück, denn nachdem ich mich zur Halle sieben durchgefragt hatte, stieß ich auf einen Arbeiter, der mir sagte, daß gerade Pause sei. Mister Garfield befinde sich in der Kantine, die gleich hinter der Halle liege.

Die Kantine war ein großer Raum, dessen Schmalwand von einer Bar eingenommen wurde. Zuerst glaubte ich mich auf einem Fest aus der Zeit des französischen Rokoko versetzt. Bis ich dann sah, daß die Herren mit ihren bepuderten Perücken, Schnallhosen und weißbestrumpften Waden und die reif berockten, spitzenüberkräuselten Damen sich so amerikanisch benahmen, wie die Kundschaft eines mittelamerikanischen Drugstores.

Hingelümmelt über die Tische tranken sie ihren Kaffee und schoben sich abwechselnd eine Frankfurter und eine Zigarette zwischen die Lippen. Eine bildhübsche Marquise kratzte sich mit ihrer Sonnenbrille am Bein, und ein stolzer, ordenübersäter Kavalier bohrte sich gedankenverloren im Ohr. An ihn wandte ich mich und fragte nach Mister Garfield.

„Garfield?" wiederholte er, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen. „Der sitzt an der Bar." Dann zeigte er auf zwei nicht kostümierte Männer, die am äußersten Ende der Bar hockten und sich miteinander unterhielten.

„Ist es der Lange?"

„Nee, der Kleine", gab er in breitestem Amerikanisch zurück. „Der mit der Brille."

Ich bedankte mich und ging zu den beiden hinüber. Nachdem ich mich vorgestellt hatte, fragte ich den Kleinen, ob er fünf Minuten Zeit für mich hätte. Er hatte ein aufgewecktes, freundliches Gesicht und war mir auf den ersten Anhieb sympathisch.

„Laarminen?" wiederholte er. „Sind Sie der Chefredakteur von ‚Der Künstler und Du'?"

Als ich bejahte, glitt er von seinem Hocker und gab mir die Hand. „Mein Kompliment. Ich finde Ihr Blatt großartig. Endlich mal eine Kunstzeitschrift, die man lesen kann, ohne sich dabei wie ein Idiot vorzukommen. Die andern tun immer, als hätten sie die Kunst erst erfunden." Er schnitt eine Grimasse und lachte. „Übrigens hatte ich längst vor, Ihnen zu schreiben, aber wie das so geht . . . Vor lauter Arbeit kommt man nicht dazu." Er stellte mir dann seinen Nachbarn vor und lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Ich zögerte.

„Ach so", sagte er sofort. „Sie wollen mich allein haben. Nun gut, kommen Sie!"

Er führte mich durch eine Tür in einen kleinen Vorgarten, wo zwischen Agaven ein Tisch mit mehreren Korbsesseln stand. Anscheinend war dieser Platz für Schauspieler und Komparserie gesperrt, denn Garfield sagte, daß uns hier niemand stören würde. Wir setzten uns, und nachdem er für mich einen Kaffee bestellt hatte, fragte er, was ich auf dem Herzen hätte.

„Sie haben den Film ‚Wolken über der Südsee' gedreht?"

„Ja", sagte er und schnitt wieder eine Grimasse. „Wollen Sie mich jetzt lynchen?"

Lachend schüttelte ich den Kopf. „Warum? Sicherlich war es ein Kassenerfolg."

„Es geht. Dafür, daß es ein Reißer war, hätte er mehr bringen müssen."

„Da war ein Mädchen, für das ich mich interessiere. Berenice Gilbert. Erinnern Sie sich?"

Er warf mir einen merkwürdigen Blick zu. „Kennen Sie sie?"

„Nein", sagte ich, „das heißt, ich kannte sie, als sie noch auf Efate lebte. Ich bin ein Freund ihres Vaters. Damals hieß sie noch Vardon. Wie kommt sie eigentlich zu dem Namen Gilbert?"

„Ja, wissen Sie denn nicht?" fragte er erstaunt.

„Was?"

„Steht sie Ihnen nahe?"

„Nein. Ihr Vater hat mir nur geschrieben. Er macht sich Sorgen, weil er so lange nichts mehr von ihr gehört hat."

„Dann ist sie also nicht mehr auf Efate?"

„Nein. Was ist denn mit ihr los? Sie tun ja, als sei sie gestorben."

Das Schweigen, das er meinen Worten folgen ließ, lag schwer und unheilschwanger zwischen uns.

„Was ist mit ihr los?" fragte ich erregt.

Garfield lehnte sich zurück und sagte mit gedämpfter Stimme: „Wenn Sie es nicht wissen — Berenice Gilbert hat ihren Mann umgebracht."

Einen ganz kurzen Augenblick hatte ich das Gefühl, als ob die Agaven sich drehten. Wie aus weiter Ferne vernahm ich die Frage: „Ihre Familie hat also keine Ahnung?"

„Nein."

„Und ich dachte, sie sei irgendwo in der Südsee und längst in Sicherheit."

„Wann ist es passiert?" fragte ich.

„Kurz nach Weihnachten."

„Im letzten Jahr?"

„Ja, wir hatten gerade einen Kontrakt mit ihr abgeschlossen."

„Und warum hat sie ihn umgebracht?"

„Er war ein Schwein. Er hat sie sitzen lassen und eine andere geheiratet."

„Obwohl er mit ihr noch verheiratet war?"

„Ja."

„Wie hat es sich denn abgespielt?"

„Sie hat ihn erschossen. Ich erfuhr es durch die Zeitung. Später holten sie mich, und ich wurde vernommen. Haben Sie denn nichts davon gehört? Die Zeitungen waren doch voll davon."

„Nein, ich habe nicht darauf geachtet. Wann hat sie denn diesen Gilbert geheiratet?"

„Irgendwann während des Krieges."

„Auf Efate?"

Er nickte. „Er war damals Leutnant der Luftwaffe. Später wurde er versetzt und hat sie sitzen lassen. Sie dachte, er sei gefallen. Ich holte sie nach Hawaii, und später nahmen wir sie mit nach Hollywood. Nachdem sie ihn dann in Los Angeles gefunden hatte, hat sie ihn erschossen. Es gab eine Menge Leute, die nach seinem Tode aufatmeten."

Er sah zu mir hin. Ich schwieg.

Nachdenklich fuhr er fort: „Ich möchte nur wissen, wie sie es angestellt hat, sich so lange versteckt zu halten. Mir tat es damals verdammt leid. Abgesehen davon, daß sie etwas konnte, war sie das natürlichste Geschöpf, das ich in diesem Affenstall jemals vor der Kamera hatte. Trotzdem ein tolles Temperament. Sie hätte bestimmt Karriere gemacht. Dumm, daß ich nicht besser auf sie aufgepaßt habe."

Endlich hatte ich mich soweit gefangen, daß ich ihn bitten konnte, mir alles der Reihe nach zu erzählen. „Eine verfluchte Geschichte", murmelte ich, „aber was bleibt mir übrig, irgendwie muß ich es ihrem Vater doch schreiben."

„Schreiben Sie ihm, daß sie in Ordnung ist, und daß ich sie trotz dieser Sache sofort wieder nehmen würde." Dann setzte er sich zurück und begann zu erzählen: „Es war vor genau einem Jahr, als wir nach Hawaii fuhren, um den Film zu drehen, den Sie ja kennen. Die Rolle der Aminah wollten wir drüben besetzen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie viele Mädchen es waren, die sich bei mir vorstellten, ich weiß nur, daß der Typ, den ich brauchte, in Hawaii ausgestorben ist. Dumme, amerikanisierte Puppen! Das einzig Echte an ihnen war die Gier nach unseren Dollars. Zufällig traf ich dann mit dem Kapitän einer holländischen Linie zusammen, die Indonesien mit der Südsee verbindet. Als er hörte, daß ich eine Aminah suchte, nannte er mir Berenice Gilbert auf Efate, das schönste Mädchen, das ihm in diesen Breiten je über den Weg gelaufen sei. Obwohl Efate mehrere tausend Kilometer von Hawaii entfernt liegt, setzte ich mich in eine Maschine und flog hin. Das mag Ihnen beweisen, wie verzweifelt ich war. Aber jeder Tag kostete Geld, ganz abgesehen davon, daß ich meine Termine einhalten mußte, weil man mich schon wieder in Hollywood erwartete.

Ich traf sie in Port Vila, wo sie mit einer Freundin zusammenlebte. Sie war genau das, was ich mir vorgestellt hatte, und zwei Stunden später flog ich mit ihr nach Hawaii zurück. Vierzehn Tage darauf war der Film fertig. Ich war so begeistert von ihr, daß ich ihr anbot, mit uns nach Hollywood zu fahren, wo ich ihr bestimmt einen Kontrakt verschaffen könnte. Zuerst wollte sie nicht, als ich ihr aber klarmachte, daß sie einen Haufen Geld verdienen konnte, willigte sie ein. Die Einreise machte schon darum keine Schwierigkeiten, weil sie Witwe eines amerikanischen Offiziers war."

„Wie kam sie eigentlich dazu, anzunehmen, daß er gefallen sei?" unterbrach ich ihn.

„Er hat ihr eine gefälschte Gefallenennachricht geschickt. Sie und ich hätten vielleicht Verdacht geschöpft. Sie aber war auf Grund des mit einem Militärstempels versehenen Papiers fest überzeugt, daß er den Heldentod gestorben war."

„Hatte sie nicht einen Anspruch auf Pension?"

„Natürlich, aber das wußte sie nicht, und als ich es ihr sagte, meinte Sie, daß ihr das Geld nun, da sie als Filmstar arbeite, egal sei."

„Wie lange haben denn die beiden zusammengelebt?"

(FORTSETZUNG AUF SEITE 22)



(FORTSETZUNG VON SEITE 21)

„So lange er auf Efate stationiert war. Später wurde er nach Guadalcanar versetzt. Von dort aus teilte er ihr mit, daß ihr Mann, Leutnant Gilbert, von den Japsen bei einem Feindflug abgeschossen und gefallen sei. Um jeden Zweifel auszuschließen, schickte er ihr noch seine Armbanduhr mit, ein scheußliches Ding, von dem sie sich nicht einmal bei den Aufnahmen trennen wollte."

„Und dann?"

„Dann nahmen wir sie mit nach Hollywood, wo ich sie in einer Pension unterbrachte. Das war im November. Zu tun hatte sie nichts, denn wir warteten auf die Rückkehr des ersten Direktors, der in Europa war, und ohne den wir ihr keinen Kontrakt anbieten konnten. Ich ging manchmal mit ihr aus, und meine Frau nahm sie mit zum Baden. Wir hatten sie richtig gern. Kurz vor Weihnachten kam dann Polack aus Frankfurt zurück, und wir schlossen mit ihr einen Dreijahresvertrag ab. Wenige Tage später passierte der Mord. Wie sie ihren Mann gefunden hat, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß sie beim ersten Besuch die Frau, die er inzwischen geheiratet hatte, allein antraf. Zwei oder drei Tage später kam sie dann wieder und erschoß ihn."

„Und die zweite Frau? Hatte die denn keine Ahnung gehabt?"

„Natürlich nicht. Oder glauben Sie, daß sie ihn dann genommen hätte. Sie war die Witwe eines reichen Getreidehändlers. Das war wohl auch der Grund, weshalb er sie geheiratet hat."

„Dann war er also Bigamist?"

„Wenn Sie ihn so nennen wollen. In meinen Augen war er das größte Schwein, das in Los Angeles rumlief. Trotzdem versuchte die Lokalpresse, ihn als unglückliches Opfer hinzustellen und die Schuld ausschließlich Berenice in die Schuhe zu schieben. Irgendein Onkel von ihm kontrollierte dort verschiedene Zeitungen. Die Familienehre stand auf dem Spiel; Sie verstehen schon. Man erfand eine Geschichte, nach der sie ihm den Kopf verdreht und zu der Heirat gezwungen hätte, eine richtige Südseemär mit Medizinmann und allen Schikanen. Unsere ‚Wolken über der Südsee' sind gar nichts dagegen."

Ich blieb eine Weile still. Er erinnerte mich an meinen Kaffee. Ich trank, dann fragte ich: „Und die andere? Wohnt sie noch in Los Angeles?"

Er zuckte mit der Achsel. „Ich weiß nicht. Ich bin ihr einmal bei der Polizei begegnet, aber gesprochen habe ich sie nicht."

„Und bei dem ersten Besuch — hat Berenice da mit der Frau länger gesprochen?"

„Ich nehme an. Die Einzelheiten sind mir nicht mehr genau im Gedächtnis."

„Und dann ging sie hin und schoß ihn einfach nieder?"

Er bejahte. „So stand es danach in den Zeitungen. Es war ein Sonntag. Die Dienstboten hatten Ausgang. Sie, ich meine die zweite Frau Gilbert, saß oben in ihrem Zimmer, als es klingelte. Ein wenig später hörte sie zwei Schüsse, und als sie die Treppe hinuntergelaufen kam, sah sie, wie Berenice, die sie ja inzwischen kennengelernt hatte, aus der Tür lief. Auf der Schwelle des Arbeitszimmers fand sie dann ihren Mann. Er war tot. Einer der Schüsse war genau ins Herz gegangen." Er warf den Rest seiner Zigarette zu Boden und trat ihn aus. Bedauernd fuhr er fort: „Ich habe, offen gestanden, die ganze Zeit gehofft, daß ihr die Flucht nach Efate gelungen ist. Aber wenn Sie sagen, daß ihr Vater keine Nachricht hat . . ." Er zuckte mit der Achsel. „Schade! Wenn sie noch in den Staaten ist, findet man sie bestimmt. Sie ist ein Typ, den man nicht übersieht."

„Und was . . . ich meine, würde sie sehr hart verurteilt werden?"

„Ihre zehn Jahre bekäme sie bestimmt. Mord ist Mord. Wir leben hier nicht in Frankreich, sondern in Amerika. Außerdem ist sie keine gebürtige Amerikanerin. Sie hätten damals die Zeitungskommentare lesen sollen. Demnach sind auf Efate die Affen moralischer als die Eingeborenen."

Ich nickte und schob den zertretenen Zigarettenstummel mit der Fußspitze unter den Tisch. Gab es noch Fragen? Nein, die Zusammenhänge waren klar. Sie waren so unmißverständlich klar, daß ich es bedauerte, nach Hollywood geflogen zu sein. Denn jetzt wußte ich es: sie war eine Mörderin.

In visionärer Deutlichkeit tauchte ihr Gesicht vor mir auf, wie ich sie das letztemal in der Diele zur Rede gestellt hatte. Ich blickte in ihre angstvoll geweiteten Augen, und plötzlich hatte ich das Gefühl, als dürfe ich keine Minute versäumen, als müsse ich auf der Stelle zu ihr, um ihr zu helfen.

Ich stand auf und sagte: „Haben Sie vielen Dank. Leider muß ich jetzt gehen, weil ich noch eine Verabredung habe."

Während er mich noch ein Stück begleitete, fragte er, ob ich die Nacht über in Hollywood bleibe. Als ich verneinte, sagte er enttäuscht: „Schade, ich hätte gerne etwas mit Ihnen besprochen. Sie haben nämlich einen Mitarbeiter, auf den ich scharf bin. Er heißt Gunnar Ekström."

Ich blieb stehen. „Und was wollen Sie von ihm?"

„Ich möchte ihn von Zeit zu Zeit ausleihen, sozusagen als künstlerischen Berater. In Kürze geht ein Film über van Gogh ins Atelier, den wir nach einem Roman drehen, der meines Erachtens weder dem Menschen noch dem Maler van Gogh gerecht wird. Natürlich brauchen wir eine spannende Handlung, aber ich bin dagegen, daß man den Künstler verzeichnet, wie es in dem vorliegenden Drehbuch geschieht. Auf Grund der Artikel, die Ekström bei Ihnen geschrieben hat, halte ich ihn für den richtigen Mann, uns in solchen Fällen zu beraten. Glauben Sie, daß sich da etwas machen läßt?"

Ich dachte an Gunnars finanzielle Lage und sagte: „Gewiß, das möchte ich annehmen, vorausgesetzt natürlich, daß es sich wirklich nur um eine gelegentliche Mitarbeit handelt."

Gleichsam zur Beruhigung nannte er mir den Prozentsatz, den Filme mit künstlerischen Themen an der Gesamtproduktion hatten. Er war verschwindend gering, und nachdem ich ihm anheimgestellt hatte, sich mit Gunnar

Auf den Hund gekommen (9) VON LORIOT



„Na —"



„Ein echter Langhaar!"

direkt in Verbindung zu setzen, trennten wir uns.

— — —

Noch am selben Abend flog ich nach New York zurück. Neben mir saß ein netter, alter Herr mit weißem Haar, der mir noch vor unserem Start erzählte, daß er zum erstenmal in seinem Leben in einem Flugzeug sitze. In dem Maße, wie die Maschine an Höhe gewann, und die steinerne Wüste der Stadt hinter uns zurücksank, wuchs seine Redseligkeit. Wie ein Kind schaute er staunend auf die sich unter ihm aufrollende Landschaft, und wie ein Kind wollte er mich an seiner Begeisterung teilhaben lassen. Anfangs nickte ich ihm noch lächelnd zu und beantwortete auch seine Fragen, als er aber nach einer halben Stunde immer noch keine Ruhe gab, bat ich ihn, mich nicht mehr zu stören, da ich todmüde sei. Erklärend fügte ich hinzu: „Ich habe nämlich seit drei Tagen nicht mehr geschlafen."

Er warf mir einen erschrockenen Blick zu, entschuldigte sich und schwieg. Sicherlich hatte ich ihm nun einen Teil seiner Freude genommen, denn er lehnte sich zurück, zog eine Brille aus der Tasche und begann zu lesen. Er tat mir leid, aber ich konnte es nicht ändern. Ich mußte mit meinen Gedanken allein sein.

Der Flug dauerte zehn Stunden. Man sollte meinen, daß zehn Stunden genügen, ein Gespräch, das knapp vierzig Minuten gedauert hat, zu verarbeiten. Weit gefehlt, denn als wir in New York landeten, war die Verwirrung, in die mich Garfields Eröffnungen gestürzt hatten, möglicherweise noch gewachsen.

Vielleicht lag es daran, daß ich keinen Gedanken zu Ende gedacht hatte. Denn immer wieder drängte sich die Frage dazwischen, ob ich Berenice nicht bitter unrecht getan hatte. Ich sah sie vor mir, als wir noch allein gewesen waren, und während ich jede Einzelheit dieser Stunden durchlebte, mir meine Fragen ins Gedächtnis zurückrief und ihre Antworten, wurde mir erschreckend bewußt, wie gemein ich mich ihr gegenüber benommen hatte. Sie war viel ehrlicher gewesen als ich, der ich ihr trotz meiner Versicherung, ihr zu helfen, vom ersten Tage an nachspioniert und sie beunruhigt hatte.

So war ihr Mißtrauen von Tag zu Tag gewachsen, und sie hatte in einer dauernden Angst vor mir gelebt. Darum ihre häufige Frage, was ich von ihr wolle, darum der primitiv rührende Versuch, mein Schweigen mit einem Geschenk, dem Sarong, zu erkaufen. Und darum ihr Bemühen, Gunnar von mir fernzuhalten. Sie sah in mir einen Menschen, dem es ein sadistisches Vergnügen bereitete, sie zu erniedrigen und zu quälen, und sicherlich wäre sie längst fortgelaufen, wenn Gunnar nicht gewesen wäre. Wie mußte sie ihn lieben, daß sie ihm ihre Sicherheit opferte!

Und die Konsequenzen? Ich zog sie, als ich nach drei Stunden Schlaf morgens beim Frühstück saß. Was Berenice auch getan hatte, jetzt gab es nur eins, ich mußte ihr helfen, und da sie und Gunnar unzertrennlich waren, mußte ich auch ihn in meinen Plan einbeziehen.

Berenice brauchte Papiere, um so schnell wie möglich mit ihm zusammen die Staaten verlassen zu können. Daß ich mich damit mitschuldig machte und gegen das Gesetz verstieß, erschien mir nach allem, was ich erfahren hatte, belanglos. Richten ist ein Wort, und Gerechtigkeit wieder ein anderes.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)



„Mit Kindern ist er rührend . . ."





Diesen Bericht schrieb ein FDJ-Funktionär aus Ostberlin

Mit einem Paar Stiefeln ging ich damals zum Schwarzmarkt am Reichstagsgebäude. Ted war mit dabei. Wir hatten uns einen großartigen Trick ausgedacht. Irgendeiner kaufte mir dort die Schuhe ab. Für 1500 Mark. Wir nahmen das Geld und verdufteten. Und dann kam unser Freund Pawel in seiner russischen Uniform. Drängte sich an den Käufer ran und nahm ihm die Stiefel einfach weg. Als Besatzungssoldat konnte er das damals. Um ein paar Straßenecken herum brachte er uns die Schuhe wieder, kriegte seinen Requirierungslohn von 100 Mark, und wir gingen und verkauften die Stiefel noch am gleichen Tage zum zweitenmale ... oder öfters. – Was ist das für ein Gauner? Das ist der „Held" dieses Berichts, der diese Geschichte ganz schamlos und frech erzählt! Er erzählt noch viel mehr. Er erzählt von seinen Freundinnen Wilma und Inge, die es damals nach der Belagerung und Eroberung Berlins nicht mehr so genau nahmen und als „Fräuleins" ihr Geschäft machten. Was ist das für ein Mensch, dieser Karlheinz Schäffer? Was ist das für eine Jugend? Wer hat sich um sie gekümmert, damals in Berlin des Jahres 1946? Abgestempelt liefen sie herum als HJ-Führer, als SS-Männer. Damals gab es noch keine Amnestierten. Der Westen hielt Moralpauken und der Osten organisierte eine Partei, die diese jungen Menschen einfach kassierte. Und auch Schäffer geht schließlich zur SED. An einem Oktobertag des Jahres 1946 steht er dort im Sekretariat.



2. Fortsetzung

Das Parteibüro in der Badenschen Straße 52 lag im dritten Stockwerk. Auf einem kleinen weißen Emailleschild stand: Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, Bezirksleitung Schöneberg.

Ohne anzuklopfen stieß ich die Tür auf. Ich wollte sagen: Hier bin ich! Was wollt ihr von mir?

Aber ich stand allein in einem kleinen Raum, der aussah wie ein Wartezimmer. Links und rechts an der weißgetünchten Wand standen primitive Holzbänke. Darüber hingen Plakate. Ich blieb unschlüssig in der Mitte des Zimmers stehen und überlegte, ob ich auch die nächste Tür einfach öffnen solle oder ob es angebrachter wäre, einfach wieder hinauszugehen. Ich hatte mit diesen Leuten nicht das geringste zu tun. Es war nicht einzusehen, weshalb ich mich von ihnen anpöbeln lassen sollte. Sicher hatten sie mich hierherzitiert, weil ich ihnen die Plakate abgerissen hatte.

Da öffnete sich die zweite Tür und ein junger Mensch sagte: „Guten Tag. Was wünschen Sie?"

„Ich bin Karlheinz Schäffer", sagte ich. „Man hat mich gebeten, hier gelegentlich vorzusprechen." Damit hielt ich ihm den Zettel vor die Nase.

Er las den Zettel und sah von oben auf mich herab. Das kam daher, weil er so lang und mager war und mich wie ein Ausrufungszeichen überragte. Der ausgefranste Ärmel seines Rockes reichte knapp über den Ellenbogen.

[FORTSETZUNG AUF SEITE 26]



„Ich glaubte, *was ich sagte und hatte Erfolg damit." – Am Mikrophon Karlheinz Schäffer, Funktionär der FDJ. Er spricht bei einer Kulturveranstaltung im Friedrichsstadt-Palast zu den Mitgliedern der FDJ. Thema: die chinesische Volksdemokratie*













[FORTSETZUNG VON SEITE 25]

Als er mir den Zettel zurückgab, sagte er: „Schön, daß du gekommen bist. Ich heiße Stolle, Peter Stolle. Komm, gehen wir gleich hinein zu Bahlke."

Das Du ging ihm so selbstverständlich über die Lippen, daß ich es gar nicht merkte. Er schob mich vor sich her zur Tür hinein und rief über meinen Kopf hinweg: „Ein Karlheinz Schäffer möchte dich sprechen, Genosse."

Genosse Bahlke saß hinter seinem Schreibtisch und musterte mich sekundenlang neugierig.

Dann fragte er:

„Darf ich wissen, wie alt Sie sind?"

„Jahrgang 27 . . . wohnhaft Berlin-Schöneberg . . . Konfession evangelisch . . . Abiturient . . . Größe eins Komma achtundsiebenzig . . . besondere Kennzeichen: Narbe am Oberarm, die Spur eines amerikanischen Infanteriegeschosses . . . ich war nämlich bei der Waffen-SS und vorher bei der HJ . . . ich kann Ihnen aber auch den amerikanischen Fragebogen ausgefüllt vorlegen, da steht noch mehr drin . . ."

Bahlke nickte mit dem Kopf, als wollte er sagen: ich weiß, ich weiß. Meine Wut, die mich jedesmal befiel, wenn ich meinen Lebenslauf vorbeten mußte, beeindruckte ihn gar nicht. Er verzog keine Miene. Er war weder gekränkt über meine patzige Antwort noch belustigt. Er sah mich nur starr an und fragte ganz unvermittelt:

„Haben Sie Lust, mitzumachen?"

„Wo mitzumachen?"

„Bei uns."

„Es ist noch gar nicht lange her, da habe ich mir geschworen, nie wieder mitzumachen. Ich möchte keiner Partei beitreten, dieser nicht und keiner anderen."

Bahlke versuchte zu lächeln, was seinem herben Gesicht nur in Andeutungen gelang.

„Soweit sind wir noch lange nicht, Freundchen", sagte er. „Das wollen wir uns beide noch ein wenig überlegen, du — und auch wir, das heißt die Partei. Mit einer Unterschrift ist das bei uns nicht getan. Dazu gehört mehr. Nennen wir es Bewährung oder meinetwegen Auszeichnung. — Nein, aber ich würde mir die Sache einmal überlegen. Komm zu einem Diskussionsabend. Das kann nicht schaden, auch wenn du dich weiter dagegen stemmst. Erst kennenlernen, dann ablehnen. Schlimmstenfalls treibst du dich eine Stunde weniger auf der Straße herum."

Bahlke sagte das im gleichmütigen Tonfall eines freundlichen Beamten am Auskunftsschalter. Trotzdem verfolgten mich diese Sätze bis hinunter auf die Straße. Mit dem Herumtreiben hatte er unbedingt recht. Ich hatte wieder nichts vor und wußte wieder nichts mit mir anzufangen. Es war ein heller, warmer Herbstnachmittag. Die Zeiger einer kaputten Normaluhr standen auf zwölf. Graue Papierstreifen waren über Kreuz darübergeklebt. Ich dachte: diese Zeit gilt nicht. Ich dachte: gegen was stemmst du dich? Erst kennenlernen, dann ablehnen . . . Genosse Bahlke, hast du mir damit nicht rundheraus zu verstehen geben wollen, daß ich dämlich bin? Zu dämlich, um dagegen zu sein?

In der Akazienstraße holte mich der lange Stolle ein. Er hatte einen Stoß Flugblätter unter den Arm geklemmt, die er an Passanten verteilte. Keiner entging ihm. Kreuz und quer pendelte er über den Gehsteig und drückte jedem einen Zettel in die Hand. Das ging so schnell, daß ich Mühe hatte, Schritt zu halten.

Er sagte: „Hast du dieses Geschäft schon einmal versucht?"

Ich verneinte wahrheitsgemäß.

Er sagte: „Mußt du mal versuchen. Das ist gar nicht so harmlos, wie es aussieht. Mit so einem Stoß Zettel unter dem Arm stehst du plötzlich vor der Front. Alle Augen sind für Bruchteile von Sekunden auf dich gerichtet. Ablehnend, feindselig, mißtrauisch . . ."

Die Unterhaltung war sehr schwierig, denn er befand sich bald an der Häuserfront, bald an der Bordkante. „Du mußt deiner Sache sicher sein", fuhr er fort. „Sonst geht's nicht. Ich garantiere, du schmeißt das Zeug in die nächste Ecke. Ist ja auch lästig, Zettel zu verteilen. Und kein Mensch kann dich kontrollieren. Wenn ich dieses Paket jetzt in den nächsten Papierkorb stopfe, bin ich's los. Da beginnt die Selbstdisziplin. Da beginnt die Sache interessant zu werden."

Dann erzählte er mir, daß er es eilig habe, weil er noch auf die T. H. müsse. Er wolle das Studium nicht zu kurz kommen lassen, bei all dem Kram, den er sich freiwillig aufgehalst habe. Er rief: „Muttchen, erst lesen — dann den Quark einpacken!" Er sagte: „Irgendwie müssen wir raus aus dem Dreck. Das ist klar. Wenn du dieser Sache nachgehst, stößt du auf eine saubere Gleichung. Die muß aufgehen. Die wird aufgehen, verlaß dich drauf."

Den Rest des Stoßes nahm ich ihm ab. Ich sagte, ich wolle wieder mal vor die Front treten, seit der HJ habe ich das nicht mehr versucht. Dafür müsse er mir gelegentlich seine saubere Gleichung vorführen.

Er verzog sein mageres Vogelgesicht zu einem Grinsen und ging, und ich blieb allein mit meinen Flugblättern. Ich stellte mich aber unter einen Baum und schob nur denjenigen ein Blatt zu, die dicht an mir vorbeigingen. Schon nach wenigen Minuten ärgerte ich mich grün und blau über mich und beneidete jeden, der keine Zettel verteilen mußte. Ich war dieser „Front" einfach nicht gewachsen. Den Rest gab mir eine Frau, die sich freudestrahlend vor mich aufbaute.

„Kalle, mein Junge, wie geht's dir denn?" rief sie und war drauf und dran, mich zu umarmen. „Kennst du mich nicht mehr! Mein Herbert war in deinem Fähnlein . . ."

Als sie endlich weiterging, warf ich das Zeug unauffällig in die nächste Ruine. Genau so, wie es der lange Stolle prophezeit hatte.

Dann ging ich schnell in das erste beste Kino.

Der Vorfall mit den Flugblättern ließ mich nicht los. Ich kam mir irgendwie schäbig vor, als ob ich ein Vertrauen mißbraucht hätte. Nicht das Vertrauen einer Partei, mit der ich nichts zu tun hatte und die mir gänzlich egal war. Aber Peter Stoll mit seiner sauberen Gleichung tat mir leid. Er nahm seine Flugzettel wichtig, das hatte ich gesehen, und er hatte mich vorher noch gewarnt.

Ich ging am nächsten Vormittag noch einmal in die Badensche Straße.

„Ich hab's doch nicht gekonnt", sagte ich. „Deine Flugzettel sind in einer Ruine gelandet. Vielleicht liegen sie jetzt noch dort." Ich erzählte ihm alles. Nur die sentimentale Geschichte von der Frau, deren Sohn Herbert bei mir im Fähnlein war und der kurz

[FORTSETZUNG AUF SEITE 28]





Neuer Geist im Hause Goebbels? *Das Landhaus am Bogensee war ein Patengeschenk der Russen, als die FDJ aus der Taufe gehoben wurde. Daraus entstand eine Schule für Funktionäre. Magdas Schlafzimmer (oben) blieb nach wie vor der „Damenflügel", während die angehenden Funktionäre unter der Brause des Ministers duschen durften (rechts)*



Die arme Nase! *Was wird der Nase oft an Gerüchen zugemutet! Und man verlangt, daß nicht im geringsten die Miene verzogen wird, wenn etwa ein Gesprächspartner dauernd mit seinem unreinen Atem die Nase beleidigt. Ja, wenn man diese zuklammern könnte! Dann wäre es leicht, ein völlig unbefangenes Lächeln zu zeigen . . .*

Kritik der Nase

Man sollte mehr Respekt vor der Nase des anderen haben! Denn sie ist unbestechlich und bestimmt wie kein anderes Sinnesorgan die Zu- und Abneigung, die uns entgegengebracht wird. Wir machen uns nur selten klar, in welchem Maße das Urteil über unsere Mitmenschen von der kritischen Nase beeinflußt wird. Und wenn wir manchmal von anderen sagen: ich kann ihn „nicht riechen", dann denken wir meist nicht darüber nach, daß dies zuweilen ganz wörtlich zu nehmen ist.

Das Heimtückische aber ist, daß wir niemals sicher sein dürfen, ob wir nicht selbst einen unangenehmen Mund- oder Körpergeruch an uns haben. An sich selber kann man das oft nicht feststellen, und die anderen sagen es einem aus Gründen des Taktes nicht, selbst wenn sie insgeheim „die Nase rümpfen". Wie sehr hätte also jeder von uns Anlaß, sich unsicher zu fühlen, und wie unbekümmert gehen wir täglich darüber hinweg. Ja, wir setzen Sympathie und Liebe, Glück und Erfolg leichtfertig aufs Spiel!

Was sollen wir aber tun, um sicher auftreten und vor der Kritik unserer Mitmenschen bestehen zu können? Waschen, Zähneputzen und ein wohlriechendes Make-up allein genügen nicht. Können hierdurch doch nur Gerüche beseitigt oder überdeckt werden, die uns an der Oberfläche der Haut und im Bereich der Zähne anhaften. Die meisten Geruchsherde sitzen aber tiefer, im Innern des Körpers. Das einzige Mittel, das dieses Übel an der Wurzel faßt, ist Chlorophyll, und zwar innerlich angewandtes Chlorophyll.

Als wirksames Chlorophyll-Präparat hat sich OLIGON bewährt. Chronischer Mundgeruch verschwindet durch OLIGON ebenso wie die peinliche „Fahne" nach dem Genuß von Alkohol, Tabak oder scharf riechenden Speisen. Die unangenehmen Ausdünstungen von Fuß- und Achselschweiß bleiben ebenso aus wie der spezifische Körpergeruch, der so manchem Menschen eigen ist. Man sollte OLIGON stets bei sich tragen und regelmäßig einnehmen, um der „Kritik der Nase" jederzeit begegnen zu können.



Der vertrauteste Mensch wird unsympathisch, wenn er einen unangenehmen Körpergeruch an sich hat. Und es genügten doch täglich 2 – 3 OLIGON-Dragées, um diese Gefahr zu verhindern.

OLIGON *wirkt doppelt*

Die Anwendung von OLIGON kann um so mehr empfohlen werden, als es sehr bekömmlich ist und die körperliche Spannkraft erhöht. Die günstige Einwirkung des Chlorophylls auf Stoffwechsel und Herztätigkeit, auf die Funktionen der Nerven und des Atemzentrums ist heute wissenschaftlich bewiesen. OLIGON ist ein gesundheitsförderndes Mittel, das jedem hilft und jedem gut tut.

DR. CARL HAHN KG.



Große Dose . . . . . DM 2,—
Kleine Dose . . . . . DM –,90

332 d



Schönheit? Anmut? — Vom Friseur!

Wie groß ist Ihre Freude, wenn Ihr Haar, Ihre Frisur bewundert werden! Und wem haben Sie das zu danken? — Ihrem Friseur! Er wählt auch die richtige Dauerwelle, entscheidet, ob eine Mildwelle, Geräte- oder Kaltwelle für Ihr Haar das Passende ist. Für viele Haarsorten besonders geeignet ist die KOLESTIN-EMULSION auf Kolestral-Basis, die neue

WELLA-KALTWELLE

Ratgeber mit modernen Pariser Frisuren-Fotos von Wella-Darmstadt, Abteilung 15

Warum ?

gibt es bei Männern – nur bei Männern, nicht bei Frauen! – diesen eigenartigen, »typisch männlichen« Haarausfall, bei dem die Kopfhaare im Gebiet der bekannten Glatze ① allmählich verschwinden, während die übrigen Kopf- (»Resthaarkranz« ②) und Körperhaare, Kinn- und Backenbart ③, Schnurrbart ④, Augenbrauen ⑤, Wimpern ⑥ ihr normales Wachstum behalten? Diese und andere den Haarwuchs betreffende Fragen werden immer wieder an uns gestellt. Selbstverständlich können wir als Hersteller des auf wissenschaftlich-experimenteller Grundlage geschaffenen biologischen Haartonikums Trilysin auch die exakte wissenschaftliche Antwort auf diese Fragen geben. Denn für die Zusammensetzung und Herstellung des biologischen Haartonikums Trilysin sind die gleichen wissenschaftlichen Erkenntnisse maßgebend wie für die Beantwortung dieser Fragen. Bitte, beachten Sie während der kommenden Monate unsere Inserate! Sie werden darin nicht nur die exakte Antwort auf viele der geheimnisvollen Fragen um den menschlichen Haarwuchs finden, sondern sich auch aus eigener Anschauung von den exakten wissenschaftlichen Grundlagen und dem hohen Erfolgswert des biologischen Haartonikums Trilysin überzeugen können.



TRILYSIN

DAS WISSENSCHAFTLICHE HAARTONIKUM

Die Schuppen verschwinden –
Das Kopfhautjucken läßt nach –
Der Haarausfall hört auf –
Der Haarboden gesundet.



Die köstliche Erfrischung an heißen Tagen

Schlichte Fizz

Rezept:

1 Glas SCHLICHTE-Steinhäger,
1 Teelöffel Zucker,
Saft 1/2 Zitrone,
Sodawasser.

Die Zutaten werden - ohne Sodawasser - in einem mit etwas gestoßenem Eis gefüllten Becher kräftig geschüttelt; dann langsam mit Sodawasser auffüllen.



(FORTSETZUNG VON SEITE 26)

vor Schluß bei Frankfurt/Oder gefallen ist, ersparte ich ihm und mir.

Peter Stolle war gar nicht überrascht. Im Gegenteil, er lachte mir von oben herab ins Gesicht und rieb sich vergnügt die Hände.

„Die liegen nicht mehr dort, verlaß dich drauf. Die sind bis zum letzten Blatt verteilt. Entschuldige ... aber ich habe dich natürlich beobachtet. Als du dich aus dem Staub gemacht hast, habe ich den Stoß wieder herausgefischt. — Ich finde es aber großartig, daß du gekommen bist. Menschenskind, mit dir könnte man was auf die Beine stellen."

Genosse Bahlke, der sich das alles neugierig mit anhörte, fügte hinzu: „Das ist alles eine Frage der Selbstüberwindung. Genauer ausgedrückt: das Vergangene, das Gestrige, mit dem wir angefüllt sind wie ein ausgestopfter Balg, muß überwunden werden. Mitunter geht das sehr plötzlich. Das Neue, das Bessere liegt immer vor uns."

Ich kann mir nicht helfen, der Genosse Bahlke kam mir vor wie ein Standesbeamter, der ein junges Paar ermahnt, einander die Treue zu halten und Freud und Leid miteinander zu teilen.

Aber zwei Tage später begleitete ich ihn auf seiner kleinen Wahl-propaganda-Tournee durch die Straßen Schönebergs. Ich habe keine Erklärung dafür, wie das gekommen ist. Vielleicht hat mir die Sicherheit dieser Menschen imponiert: Vielleicht kamen mir diese weltanschaulichen Brocken, die sie mir vorsetzten, bekannt und vertraut vor, angefangen von der sauberen Gleichung bis zum Neuen und Besseren, das immer vor uns liegen soll? Vielleicht wollte ich aber auch nur den Versuch der Selbstüberwindung weitertreiben, ohne Plan und ohne Ziel? Ich weiß es nicht.

Ich holte meine alte Fanfare aus dem Schrank und putzte sie blitzblank. Dann begleitete ich den Genossen Bahlke auf die Hinterhöfe, wo ich aus voller Lunge die alten Signale der Hitlerjugend blies. Unser Programm war denkbar einfach. Nach meinen Fanfarenstößen ging Bahlke gemessenen Schrittes in die Mitte des Hofes, entfaltete einen Bogen und verlas eine Proklamation Stalins, Piecks oder Grotewohls, einen Programmpunkt der Partei oder ein Zitat Friedrich Wolfs. Genosse Bahlke las, als stünde er auf einer Kanzel, wenngleich die Fenster meistens taub und leer blieben. Ich war insgeheim froh darüber. Denn wenn sich doch mal ein Kopf aus einem Fenster schob, dann hieß es bestimmt: „Halt's Maul" oder „Dussliger Quatschkopf!" oder „Russenknecht!" oder „Haut ab, nach Moskau!"

Genosse Bahlke ließ sich nie stören. Und wenn versehentlich ein alter Blumentopf herunterflog und dicht vor seinen Füßen aufknallte — er las weiter, und nichts war seiner Stimme anzumerken.

Nur einmal verzögerte er seinen Einsatz um Sekunden. Er hatte bereits seinen Bogen entfaltet, als plötzlich aus irgendeinem Stockwerk eine Frau herunterrief:

„Der Kalle! Sieh mal einer an! Früher hat er braun getutet, heute tutet er rot!"

Bahlke sah zu mir herüber und nagelte mich fest. Denn am liebsten wäre ich im Erdboden versunken, rot übergossen vor Wut und Scham.

„An der Schwelle eines neuen Lebens"

Am 20. Oktober 1946 überreichte mir Bahlke das Mitgliedsbuch der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Das geschah ohne Zeremonien. Bahlke hatte wenig Zeit. Denn am selben Tag, am 20. Oktober 1946, wählten die Berliner die Abgeordneten ihres Stadtparlaments und sie wählten überwiegend anders als ich. Die SED — ich durfte jetzt sagen: wir — also wir lagen mit 19 Prozent weit zurückgeschlagen an dritter Stelle im Rennen.





An der Spitze *der Jugendorganisation: Erich Honecker (links), Vorsitzender des Zentralrates der FDJ, Heinz Kessler (rechts), Sekretär des Zentralrates der FDJ. Kessler hat sich während des Krieges zu den Russen abgesetzt. Heute ist er Generalinspekteur der Volkspolizei*

Mein Vater sprach jetzt noch weniger mit mir. Ted sagte auch nichts, denn er wollte mich um keinen Preis kränken. Ich sah's ihm an, wie er vor seinen eigenen dreckigen Bemerkungen auf der Hut war. „Wenn du willst, steck' ich meine Zunge in ein Futteral."

Ich wollte es ihm nicht schwermachen und redete auch nicht davon.

Das ging gut, denn ich hatte wenig Zeit. Die Partei hatte ihr Versprechen eingelöst und mich im Handumdrehen von der Straße geholt. Ich wurde von einem Lehrgang zum anderen geschickt. Es begann mit einem allgemeinen Lehrgang auf der Franz-Mehring-Schule im November 1946. Daran schloß sich ein Kulturlehrgang im Januar 1947. Berlin fror und hungerte durch den erbarmungslosesten Winter seiner Geschichte. Ich brütete nächtelang bei Talglicht und mit frostklammen Fingern über Plechanows „Materialistische Geschichtsauffassung". Ich erfuhr durch den historischen Materialismus, daß die Geschichte der Menschheit nicht eine planlose Anhäufung von Geschehnissen ist, sondern von der jeweiligen Struktur der Wirtschaft und des Staates abhängt und als eine Folge der Entwicklung zu betrachten ist. Entwicklung aber ist der Kampf der Gegensätze. Nicht harmonische Entfaltung, sondern Hervorbrechen der Widersprüche. Der unaus-

bleibliche Sprung in der Entwicklung heißt — Revolution. Das Beispiel am Hühnerei: erst langsame Entwicklung, dann plötzlicher Aufbruch der Schale.

Mein Vater brachte einen Stubbenschein nach Hause. Demnach durften wir einen Stubben ausgraben, wenn wir irgendwo noch einen fänden. Wir fanden einen, und wenn Vater bei seiner Dachdeckerfirma Feierabend machte, buddelten wir noch zwei Stunden in der knochenhart gefrorenen Erde. Es war der zäheste Stubben Schönebergs. Drei Tage ackerten wir daran, drei Tage lang war der Alte fast verrückt vor Angst, daß uns jemand im letzten Augenblick den Brocken wegschnappt. In zwei Tagen war er verheizt.

Ich lernte: Religion kommt von *Religio* = Bindung. Bindung des Menschen zu Gott = Glaube.

Ich las in der Zeitung: 213 Todesopfer haben Hunger und Kälte bis jetzt gefordert. Über 15 000 Berliner schweben geschwächt und unterernährt in Lebensgefahr. — 186 Selbstmorde.

Wenn Ted morgens zu mir kam, war sein sonst so blasses Gesicht blaugefroren. Sein schmales Kinn und die Spitze seiner Nase schimmerten weiß. „Ich halt's mit den Berlinern", stöhnte er und versuchte aufzutauen, „mit den Berlinern, die da sagen: sterben muß ein jeder — aber ick laß mir nich jerne drängeln."

Anfang Januar 1947 wurde der Landesverband Berlin der Freien Deutschen Jugend gegründet. Bis dahin war die FDJ nur in der Ostzone zugelassen. In Berlin mußten alle vier Besatzungsmächte ihren Stempel auf die Lizenz setzen. Das geschah erst, als Heinz Keßler, Mitglied der SED, zusammen mit einer gewissen Eva Krause die Lizenz beantragten. Eva Krause galt als parteilos. Deshalb sagten die Amerikaner, Engländer und Franzosen ja, und Eva Krause trat erst hinterher in die SED ein. Heinz Keßler wurde gleichzeitig zum Sekretär des Zentralausschusses der FDJ ernannt. Er war demnach zweiter Mann und rangierte gleich hinter Erich Honecker, dem Vorsitzenden des Zentralrates der FDJ.

Am 29. Januar wurde ich zu Heinz Keßler in die Landesleitung der SED, Behrensstraße, gerufen. Keßler war während des Krieges übergelaufen und hat in Moskau jahrelange Schulungen mitgemacht. Er sprach fließend Russisch und beherrschte die Spielregeln der Parteiarbeit aus dem ff. (Keßler ist inzwischen zum "Generalinspekteur der Volkspolizei avanciert. Die Redaktion.) Er eröffnete mir, daß ich beauftragt sei, die Kulturarbeit der Berliner FDJ aufzubauen und zunächst als Seminarlehrer der ersten Landesschule der FDJ in Pätz bei Königswusterhausen aktiv werden solle.

Vorher müsse allerdings noch eine Angelegenheit bereinigt werden. Eine persönliche Angelegenheit, wenn man so sagen wolle. Aber wo sei bei einem Funktionär die Grenze zu ziehen zwischen privat und dienstlich? Sei nicht vielmehr die Sauberkeit des Privatlebens Voraussetzung für die Arbeit bei der Partei? Kurz, wie war das mit Ingeborg? Weshalb wurde die Verlobung gelöst?

Keßler behielt mich scharf im Auge. Ob ich bereit sei, fragte er, in dieser Angelegenheit Rede und Antwort zu stehen.

„Genosse Keßler, die Sache liegt doch schon so lange zurück", bat ich in größter Verlegenheit.

„Schön, um so leichter müßte es dir fallen, die Angelegenheit klarzulegen."

Ich erklärte mich bereit und stellte mich zwei Tage später einem Konzil. An einem langen Tisch saßen zwei Funktionäre der SED und zwei Funktionäre der FDJ. Sie fragten mich schonunglos nach allem, ich beantwortete schonungslos alles. Die Geschichte mit dem Neger schilderte ich bis ins letzte Detail. Und ich merkte zum erstenmal, daß die Selbstpreisgabe zu einer Manie werden kann, wenn die erste innere Abwehr durchstoßen worden ist. Ich glaube, ich war sogar froh, auch diesen Ballast abladen zu können. Jedenfalls empfing ich erleichtert die Bescheinigung, daß ich zu recht eine Verbindung gelöst habe, die der fortschrittlichen Auffassung von Liebe und Ehe nicht entsprach. Dann fuhr ich hinaus nach Pätz.

•

Die Wochen und Monate vergingen im Fluge. Allmählich begann ich mich in dem ungeheuren Gebäude der marxistischen Lehre heimisch zu fühlen, allmählich glaubte ich auch, die saubere Gleichung zu erkennen, bei der alles aufgehen muß. Die ständige Übung gab mir eine gewisse Sicherheit bei Diskussionen mit meinen Schülern, und das war mir eine große Genugtuung.

Weit, weit zurück lagen die stumpfen anderthalb Jahre, die ich auf der Straße, im Bett und auf dem Schwarzen Markt verdöst hatte. Weit zurück lag die Affäre Ingeborg, durch die ich beinahe im bürgerlichen Alltag steckengeblieben wäre.

Am 1. April 1947 wurde ich wieder ins Zentralkomitee der Partei in der Behrensstraße beordert. Zehn Funktionäre waren da versammelt, und alle zehn blickten wir betreten zu Boden. Kapitän Szwerschinski lief mit kurzen Schritten vor uns auf und ab. Endlich blieb er mit einem kurzen Ruck stehen und überfiel uns mit dem Vorwurf:

„Towaritschi, warum kommt eure Kulturarbeit nix voran!"

Wir kannten Szwerschinski gut. Er fehlte auf keiner Sitzung des Jugendsekretariats. Er verstand zwar kaum, was dort geredet wurde, aber er ließ sich nichts vormachen. Über alles war er peinlich genau im Bilde. Seine stehende Redensart war: „Nix reden, wo sind Zahlen!" Und in Zahlen ausgedrückt, sah unsere Kulturarbeit tatsächlich noch kümmerlich aus. Der Zuwachs war denkbar

(FORTSETZUNG AUF SEITE 30)

Recht hat die Partei: *Generalstaatsanwalt der Sowjetzone Dr. Melzheimer führte zahlreiche Schauprozesse gegen Jugendliche, die nicht mitmachen wollten. Nur zu übertreffen von Hilde Benjamin, genannt „die rote Hilde", der Vizepräsidentin des Obersten Gerichts*



(FORTSETZUNG VON SEITE 29)

gering, die Stärkemeldungen der FDJ hatten sich seit ihrer Gründung kaum verändert. Das hatten wir in unserem Eifer beinahe übersehen. Es mußte also eilig etwas geschehen, wovon man sich eine gute Werbewirkung versprechen konnte.

Irgendeiner half uns aus der Verlegenheit, irgendeiner kam prompt mit dem Vorschlag, eine Sommerlageraktion durchzuführen. Alle sollten dazu eingeladen werden: die FDJler, die sozialistischen Falken, die bürgerlichen und konfessionellen Verbände, vor allem aber die Jungen und Mädel, die überhaupt nicht organisiert waren. Das Geld hierzu müßte die SED vorstrecken und jeder solle Schwerstarbeiterverpflegung erhalten. Wenn das nicht zieht!

Kapitän Szwerschinski war versöhnt, mehr noch, er war begeistert. Mit der Präzision eines Generalstabsoffiziers traf er sofort die erforderlichen Maßnahmen.

Wo soll das Sommerlager aufgebaut werden? Draußen in Pätz! Sofort aufhören mit der Schulung, Sommerlager ist wichtiger. Herbert Fölster, der bisherige Schulungsleiter, soll gemeinsam mit mir die Verantwortung tragen.

Es klappte alles wie am Schnürchen. Die Russen besorgten kostenlos die Anfahrt. Wir verlangten pro Kopf 25 RM und boten den Gästen folgendes: Sport, Heimabende, Gelände- und Laienspiele, Lagerzirkus, Singen, Baden, Herumtoben — und überhaupt keine Politik. Dafür aber die Schwerstarbeiterzulage.

Sie kamen in Scharen, um sich endlich einmal satt zu essen. Zum erstenmal seit Jahren gab es Berliner Kinder, die zunahmen. Für uns war das auch eine gute Erholung, und wir konnten es auch vertragen. Wir schrieben und inszenierten Laienspiele und taten sonst nichts.

Einmal am Abend, es war ein Sonnabend im August, gingen wir nach Bestensee hinüber. Das ist ein Dorf in der Nähe von Pätz, und dort gibt es sonnabends immer Tanz. Wir waren zwölf Mann, und jeder griff sich ein Mädchen. Die jungen Burschen aus Bestensee sahen sich das nicht lange an. Auf ein verabredetes Zeichen stürzten sie sich auf uns und prügelten uns aus dem Saal. Draußen auf der Dorfstraße ging's weiter. „Russenknechte", „Kommunistensäue" johlte es aus allen Ecken, und wir hatten Mühe, den faustdicken Steinen auszuweichen.

In einer Schonung sammelten wir uns wieder. Jeder blutete, jeder hatte eine entsprechende Wut. Es dämmerte bereits, als wir in weitem Bogen zurückschlichen. Diesmal hatten wir den Vorteil des massierten Angriffes, und diesmal gab es eine regelrechte Saalschlacht. Biergläser flogen hageldicht über die Tanzfläche. Ich hatte plötzlich ein Stuhlbein in der Faust und schlug blindlings um mich. Bis mich jemand unters Knie trat, so daß ich der Länge nach hinschlug. Ein zweiter Tritt traf in die Rippen und nahm mir den Atem.

Mit einem Schlag war es totenstill im Saal. Die Bank, die drohend über meinem Kopf schwebte, wurde vorsichtig abgesetzt. Als ich mich mühsam erklaubte, sah ich durch Rauch und Staub einen sowjetischen Offizier mit der Pistole in der Hand. Hinter ihm standen Soldaten, und wenige Minuten später kam auch die deutsche Polizei.

Die Nacht mußten wir auf der Polizeiwache in Königswusterhausen verbringen. Der Reihe nach wurden wir vernommen, zuerst die FDJler und dann die aus Bestensee. Ein Arzt verband die blutenden Fleischwunden.

Am nächsten Morgen wurden wir ins Lager zurückgeschickt. Auf dem Hof der Polizeiwache stand ein russischer Lkw. Wir sahen, wie unsere Gegner aus Bestensee darauf verladen wurden.

Alle Zeitungen brachten die Geschichte: „Faschistische Elemente überfallen FDJ-Funktionäre auf dem Tanzboden."

Ich besprach die Angelegenheit mit dem Schulungsleiter Fölster.

„Mensch, Herbert, sieh dir das an! Das geht entschieden zu weit."

Fölster musterte mich ein wenig spöttisch: „Stell dich nicht so an. Ein bißchen Propaganda muß sein. Das gehört nun mal dazu."

„Und der russische Lkw.?"

Er zuckte mit den Achseln: „Man wird sie schon wieder laufen lassen." Damit ließ er mich stehen.

*

Am 15. September 1947 mußte ich mich bei Kapitän Szwerschinski in der Karlstraße melden. Zum erstenmal betrat ich das Gebäude der sowjetischen Zentralkommandantur. Zwei Posten standen im Treppenhaus hinter der großen Flügeltür und überprüften die Ausweise. In der Anmeldung saß ein Deutscher. Ein Soldat führte mich ins Wartezimmer des Kapitäns.

Von dort holte mich Szwerschinski selbst ab, ohne sich um die anderen Besucher zu kümmern, die vor mir da waren. Sein Zimmer war von einer verblüffenden Einfachheit. Ein Schreibtisch, ein Telefon, ein Regal, in dem einige abgegriffene russische Bücher standen, ein Stalinbild an der weißgetünchten Wand — das war alles.

Er sagte: „Genosse Schäffer, wir danken dir für sehr gute Arbeit."

Er schüttelte mir die Hand und übergab mir 500 RM als Prämie in einem Briefumschlag. Dann wies er mit einer liebenswürdigen Geste auf ein Paket, das neben dem Regal stand. „Bitte, auch dies."

Es war ein zwanzig Kilo schweres Pajok-Paket mit vier Flaschen Wodka, drei Flaschen Likör, tausend Zigaretten, Butter, Mehl und Wurst, Obstkonserven und Seife. Ich hatte Mühe, damit zur Tür hinauszukommen.



Mit Schwerarbeiterzulagen *wurde die Jugend aus allen Lagern angelockt. Neben Schäffer (links) und Herbert Fölster (rechts) sitzt ein Angehöriger der sozialistischen Jugend „Die Falken" im Ferienlager. Damals ging das noch, denn die FDJ hatte 1947 noch alles Interesse daran, den Schein der Überparteilichkeit zu wahren*

Der FDJ hatte die sowjetische Kommandantur das Landhaus Goebbels am Bogensee geschenkt. Dort sollte in wenigen Tagen der achte Lehrgang der Jugendschule beginnen. Zweieinhalb Monate dauerte diese Schulung für achtzig Funktionäre. 23 Mädchen waren darunter, 28 Teilnehmer kamen aus Westdeutschland, 48 gehörten der SED an, 4 der CDU, 2 der LDP und 26 gaben sich als parteilos aus. Ich gehörte zu diesem Lehrgang und freute mich sehr. Über dem Eingang zum Hauptgebäude stand: An der Schwelle eines neuen Lebens! In den Zimmern lagen noch die schweren Teppiche des Ministers. Nur die berühmte Sauna Goebbels, das Teehaus, das Gästehaus und die Wohnung seiner Schwiegermutter waren zerstört. Alles andere hatte das Ende überdauert.

In den Räumen Magdas wurden die Mädchen untergebracht, während wir uns auf die Räume des Herrn Ministers verteilten. Immer vier Mann in einem Zimmer.

Hier auf der Jugendhochschule am Bogensee sollten wir den letzten Schliff erhalten.

Wir waren keine Neulinge. Jeder von uns hatte schon mehrere Lehrgänge absolviert, die meisten von uns waren bereits als Seminarlehrer eingesetzt gewesen. Trotzdem befiel uns alle, als wir die „Schwelle des neuen Lebens" überschritten, eine fiebernde Ner-



„Gestern hat er braun getutet und heute tutet er rot." *Karlheinz Schäffer an der Spitze seines Musikzuges. Fahnen, Trommeln, Fanfaren haben es ihm leicht gemacht, den Weg von der HJ zur FDJ zu finden. Was da dahinter steckt, hat er in vier Jahren aus erster Hand erfahren*

vosität. Wir tasteten einander mit scheuen Blicken ab, als wären wir Rivalen.

Mir wurde mit Karl Hertel, Fred Wolter und Kurt Müller ein Zimmer zugeteilt. Ich erwischte das Bett dicht neben dem großen Fenster, das die halbe Wand einnahm. Sofort begann ich, meinen Schrank einzuräumen. Als letzter humpelte Kurt auf die Stube. Seinen kleinen Koffer hatte er auf den Rücken gebunden. Jetzt erst bemerkte ich, daß er auf Krücken ging und daß sein rechtes Hosenbein leer herunterbaumelte.

Er warf sich ungeniert auf das letzte noch freistehende Bett und fluchte: „Menschenskind, ein Betrieb hier wie beim Kommiß."

Später erfuhren wir, daß Kurt Müller aus Köln kam. Später erzählte er uns, daß er zwischen Helmstedt und Marienborn dreimal von westlichen Grenzern erwischt worden sei. Erst beim vierten Versuch sei er endlich auf sowjetische Posten gestoßen, die ihn mit Wodka traktierten, als sie erfuhren, daß er nach Bogensee wolle.

Unten auf dem Schwarzen Brett hing der Lehrplan: Dialektischer und historischer Materialismus — Geschichte der Arbeiterbewegung — Gesellschaftswissenschaften — Kunst- und Literaturgeschichte — Pädagogik und Psychologie in der Jugendarbeit — Geschichte der KPDSU (B) — Das Leben Stalins — Die Bodenreform.

Um halb 7 war Wecken, um 23 Uhr ging Schulleiter Tropitz von Zimmer zu Zimmer. „Gute Nacht, Jugendfreunde", sagte er und knipste das Licht aus.

Am Abend des dritten Tages wurde ich zum Lehrgangsvertreter ernannt. Damit hatte ich die Interessen der Schüler zu wahren. In einer freien Stunde machte ich mir eine Liste von allen Teilnehmern mit Rubriken für besondere Eintragungen.

Kurt Müller lümmelte bei jeder Gelegenheit auf seinem Bett. Er durfte das wegen seines abgeschossenen Beines. Ständig hatte er eine Zigarette zwischen den Lippen. Stummel und Asche schnippte er einfach unter des Bett. Hertel machte das wild.

„Menschenskind", brüllte er. „Du benimmst dich wie ein Obergefreiter."

Unser Krücken-Kurt lachte aus vollem Hals. „Da haste recht ... An dir is wohl ene Hellseher verlorenjejange ..."

Am nächsten Tag stand auf dem Schwarzen Brett: „Kurt Müller ist ein Militarist." Er wurde vor versammeltem Lehrgang zur Selbstkritik aufgefordert, worin er jedoch offensichtlich noch keine Übung hatte.

Bereits am ersten Sonntag passierte die scheußliche Geschichte mit Ursel Hassel. Ursel war mit Abstand das hübscheste Mädchen des Lehrganges. Uns blieb zwar wenig Zeit, auf solche Dinge zu achten, aber Ursel war nicht zu übersehen. Jeder versuchte, mit ihr ins Gespräch zu kommen, jeder saß gern neben ihr. Auf meiner Liste stand: 20 Jahre alt, Näherin aus Thüringen. Mehr wußte ich vorläufig nicht von ihr, und ich wartete geduldig auf eine günstige Gelegenheit, um sie als Lehrgangsvertreter ausführlich auszufragen.

Am Sonntagabend, kurz nach dem Essen, riß Hertel verstört die Tür zum Leseraum auf und sagte: „Draußen im Wald schreit jemand."

Wir liefen vor das Haus und hörten es deutlich. Ein kurzer, schriller Schrei einer Frau in Todesängsten. Dann war es still. Kostbare Minuten verstrichen, weil wir vor Aufregung nicht wußten, in welcher Richtung wir suchen sollten. Endlich liefen wir aufs Geratewohl die betonierte Straße entlang, die vom Haus in den nahen Wald führte.

Wir fanden Ursel Hassel neben einem Busch dicht an der Straße. Sie wimmerte wie irre vor sich hin und brachte kein Wort heraus. Erst als wir sie aufheben wollten, bat sie verzweifelt, wir sollten sie in Ruhe lassen, sie käme nach ... aber bitte allein ...

Wir trugen sie dann doch ins Haus. Der ganze Lehrgang stand betreten herum, und keiner wußte so recht, was geschehen war. Bis dann einer aus dem Hintergrund rief: „Russen haben sie vergewaltigt."

„Wer hat das gesagt?" Der Schulleiter Tropitz stand plötzlich zwischen uns. Er war bleich wie die Wand, und seine Lippen bebten vor Aufregung. Als sich auf seine Frage niemand meldete, brüllte er in unbeherrschter Wut: „Das kriege ich heraus, verlaßt euch darauf ... Jugendfreunde, ihr geht jetzt alle auf eure Stuben!"

Zwei Minuten später sah er in unser Zimmer hinein. „Karlheinz Schäffer", sagte er ganz sanft, „würdest du bitte auf einen Sprung zu mir kommen?"

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

Angriff gegen geschwächte Königsstellung

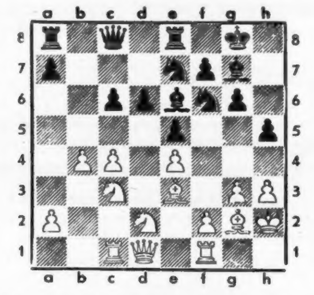
Partie Nr. 175

Königs-Indisch, gespielt in einem Mannschaftskampf Golden Gate Chess Club gegen eine hessische Auswahl zu Frankfurt a. M. 1953

Weiß: Koltanowski (San Francisco)

Schwarz: Schifferdecker (Mainz)

1. d4 Sf6 2. Sf3 g6 3. g3 Lg7 4. Lg2 0—0 5. 0—0 d6 (Weniger verpflichtend war 5. . . . d5.) 6. c4 Sc6 7. Sc3 e5 (Nun ist auf Umwegen das zur Zeit so aktuelle Thema der königsindischen Verteidigung entstanden.) 8. d5 Se7 9. e4 Se8 (Notwendig zur Durchsetzung des wichtigen Vorstoßes f5, ohne diesen Zug erhält Schwarz in dieser Verteidigung kein gutes Spiel.) 10. Le3 c5 (Der logische Zug war sofort 10 . . . f5. Der Textzug wäre gut, wenn Schwarz damit im Zentrum die Stellung blockiert halten könnte.) 11. d×c6 e. p. (Aber dieser einfache Tausch gibt nun Weiß die Oberhand. Die Schwäche des schwarzen Mittelbauern zwingt den Nachziehenden zur Vorsicht, zumal er an einer gedrückten Stellung leidet.) 11. . . . b×c6 12. Sd2 Sf6 (Jetzt hätte 12. . . . f5 wegen 13. f4 auch viele Schattenseiten.) 13. h3 Le6 14. Kh2 Dc8 15. b4 Te8 16. Tc1 h5 (Dieser Angriffsversuch erweist sich in der Folge als eine entscheidende Schwächung der schwarzen Königsstellung.) 17. b5 (Sehr fein. Vor Beginn



Stellung nach dem 16. Zuge von Schwarz

des entscheidenden Angriffs erobert sich Weiß das wichtige Feld d5 für seinen Springer.) 17. . . . Lf8 18. b×c6 D×c6 19. Sd5 L×d5 20. c×d5 Dd7 21. Sc4 h4 (Noch ein Versuch im trüben zu fischen, aber Weiß trägt in der Folge seinen Angriff mustergültig vor und gibt dadurch dem Gegner nicht die geringste Rettungschance.) 22. g4 Sh7 23. f4 Sc8 (Ein trauriger Rückzug, aber wie soll Schwarz sich sonst eine Verteidigungsmöglichkeit schaffen.) 24. f5 Le7 25. g5 (Schwarz drohte mit g6—g5 die Stellung abzuriegeln, aber Weiß kommt zuerst.) 25. . . . L×g5 26. L×g5 S×g5 27. Dg4 f6 28. D×h4 Tf8 29. f×g6 Se7 30. Dh6 Schwarz gibt auf.

Lösung von Problem Nr. 80: Schlüsselzug 1. Dc6 Sf2 2. De6 1. . . . Lf2 2. Dc4 1. . . . Ke2 2. De4+.

Ein prächtiges und doch einfaches Stück.

Graphologie

Schriftbild und Schriftanalyse von M. T., weiblich, 33 Jahre.

Ihr Lebenstempo ist gemäßigter Natur, d. h. Sie sind in Ihrem Wesen nicht zu langsam, aber auch nicht übermäßig rasch oder nervös eilig und überstürzt. Entsprechend verläuft natürlich auch der Ablauf des Denkens oder der seelischen Regungen allgemein. Zu Ihrer Umwelt fühlen Sie sich hingezogen, Sie sind also keine weltabgekehrte, abstrakte Natur. Für alles, was Ihre Sinne berührt, sind Sie empfänglich, für alle Eindrücke von außen sind Sie aufgeschlossen. So besteht auch die Gefahr einer leichten Beeinflußbarkeit. In bezug auf das eigene Ich sind Sie dagegen verschlossener Natur und Sie lassen sich nicht gerne in Ihr Inneres blicken, es sei denn, Sie haben jemand vor sich, der Ihr volles Vertrauen genießt. Auch hierbei besteht die Gefahr, daß Sie oft allzu vertrauensselig sind. Sie sind weich und anpassungsfähig, allerdings nicht immer anpassungswillig, sind einfühlsam und zuneigungsfähig und im allgemeinen auch leichter Umstellung fähig. Starke Gefühle beseelen Ihr Inneres; so kann es schon einmal passieren, daß eine größere Enttäuschung Ihre Seele sehr erschüttert und Sie auf trübe Gedanken bringt. Gleichgültig vermögen Sie demnach nicht über die Ereignisse hinwegzugehen. Sie sind ja auch kein energischer, entschlossener, entschiedener und durchsetzungsgewohnter Mensch, der die Schwierigkeiten, Hindernisse und Gefahren des Lebens sucht, um daran seine Kraft erproben zu können. Dazu mangelt es Ihnen an innerer Festigkeit und Bestimmtheit. So werden Sie auch stimmungsmäßig veränderlicher Natur sein und oft nur allzu leicht zwischen Hoffnung und Verzagtheit, zwischen Optimismus und Pessimismus hin und her schwanken. Etwas Gewaltsames, Fanatisches und Herrisches liegt Ihrem Wesen nicht zugrunde. Die Forderungen des Tages sind Ihnen maßgebend, und gerne lassen Sie sich von den unmittelbaren Gegebenheiten zu lebenspraktischen Improvisationen anregen. Mit Ihren Mitmenschen kommen Sie verhältnismäßig leicht in Kontakt.

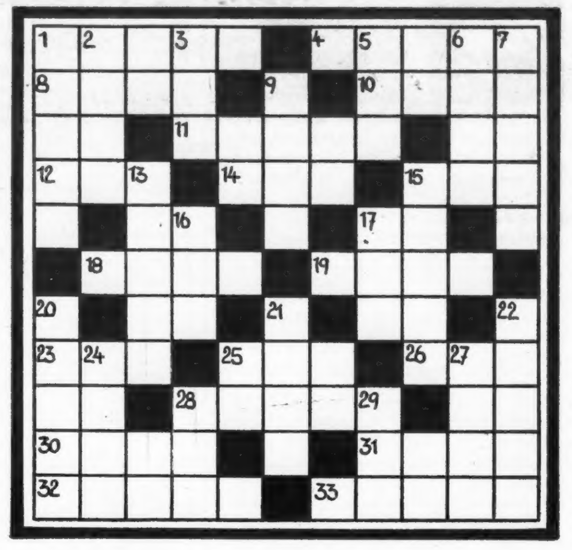
Hier ausschneiden!

Wenn Sie mit einer Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

STERN-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 28/53

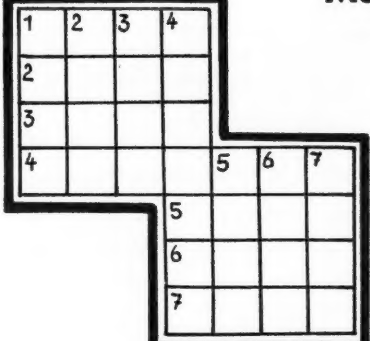
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Raubvogel, 4. Naturerscheinung, 8. Mittelmeerinsel, 10. Stadt im USA-Staat Pennsylvanien, 11. Shakespearesche Dramengestalt, 12. Wurfspieß, 14. Straußenvogel in Australien, 15. schweizerischer Kanton, 18. Blutgefäß, 19. Kohleprodukt, 23. Sinnesorgan, 25. Titel, 26. finnische Hafenstadt, 28. Saiteninstrument, 30. Rauchfang, 31. tropische Getreidepflanze, 32. Vermächtnis, 33. Handelsmakler.

Senkrecht: 1. Teil eines Rades, 2. afrikanisches Liliengewächs, 3. Felsnische, 5. männlicher Vorname, 6. Lebewesen, 7. Scheitelpunkt, 9. Nährmutter, 13. Bootszubehör, 15. türkischer Rechtsgelehrter, 16. nordische Hirschart, 17. Gewässer, 20. Nebenfluß des Rheins, 21. biblische Gestalt, 22. männlicher Vorname, 24. Bekleidungsstück, 27. Körperteil, 28. Gattin Jakobs im Alten Testament, 29. psysikalische Arbeitseinheit.

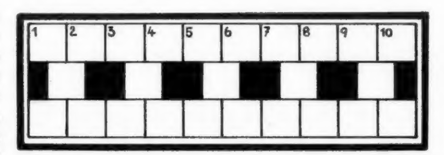
Magisches Doppelquadrat



Aus den Buchstaben: a a b e e e e e e f f h i i l l l n n n n o o r r t t u u z z sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und so in die Felder der Figur einzusetzen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten:

1. Faserpflanze,
2. männlicher Vorname,
3. römischer Kaiser
4. Stadt in Italien,
5. kleiner Behälter,
6. Falz, Rinne,
7. Zahlungsfrist.

Silbenband



Aus den Silben: a — be — ce — e — ge — ger — i — ka — kan — kon — la — li — nung — pas — pult — re — rei — sa — stuhl — ta — te — te — to — tor — wahr — sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und jeweils von oben nach unten in die Felder der Figur einzutragen. Je zwei Wörter haben eine gemeinsame Mittelsilbe, die oben nur einmal aufgeführt ist. Bei richtiger Lösung des Rätsels nennen die Mittelsilben, von links nach rechts gelesen, die Bezeichnung für eine Wetteinrichtung. Bedeutung der Wörter: 1. sprachliches Hervorheben eines Wortes, 2. Wohnung eines Kirchenchorleiters, 3. älteste lateinische Bibelübersetzung, 4. Wurfmaschine, 5. weiblicher Vorname, 6. Auslese, 7. Zukunftsdeuter, 8. Durchfahrt, 9. Destillationsgefäß, 10. Büromöbel.

Zerlegerätsel

Wer den Schuh trägt, weiß am besten, wo er drückt.

Das obige Sprichwort ist in Wörter der nachstehenden Bedeutung zu zerlegen. Die Zahlen in Klammern geben jeweils an, wieviel Buchstaben zu verwenden sind. Es darf kein Buchstabe übrigbleiben. Bedeutung der Wörter: 1. Brotbelag (5), 2. Teil der Aussteuer (6), 3. Freizeit (9), 4. Angehöriger eines vorderasiatischen Staates (5), 5. englische Anrede (4), 6. männlicher Vorname (4), 7. mittelalterliche Kopfbedeckung (6).

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 27

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Radium, 4. Lotos, 6. Sem, 7. Rakete, 10. Kai, 12. Rate, 13. Wein, 14. Lob, 16. Narwal, 18. Grat, 20. All, 22. Abo, 23. Eder, 25. Terror, 28. Ras, 30. Adel, 31. Irma, 33. Ton, 34. Usbeke, 36. Alt, 37. Radom, 38. Spende. — Senkrecht: 1. Rubel, 2. Dur, 3. Isar, 4. Lee, 5. Spinne, 6. Ster, 8. Kantor, 9. Eta, 10. Keller, 11. Sog, 13. Wald, 15. Braten, 17. Waerme, 19. Abel, 21. Krater, 24. Rat, 26. Rist, 27. Orb, 29. Store, 32. Akte, 34. Ulm, 35. Ern.

Rätselgleichung: a = Antenne, b = Tenne, c = Fasan, d = San, e = Mangel, f = Mal, g = Nissen, h = Sen, i = Tabelle, k = Abel, l = Leichter, m = Leer, n = Behring, o = Ring, p = Barren, r = B, s = Leiste, t = Lee, u = Kunst; es ergibt sich folgender Spruch: „Anfangen ist leicht, Beharren ist Kunst."

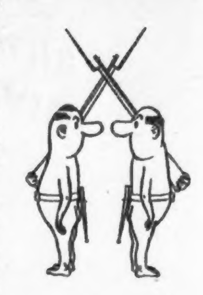
Selbstbedienung: Amsel, Gatter, Ende, Eisen, Aster, Atoll, Enz, Wind, Kegel, Amt, Ratte, Elle, Esel, Abel, Wette, Ost, Esse, Regen, Brut, Ober, Messe, Eder, Wild, Kern, Ente, Stil, Saat, Elle, Esche, Ade, Kur, Erbe, Ecke, Ohm, Ostern, Eiter, Acker, Ehre, Ast, Kette, Klippe, Abt, Island, Stange. Die zweiten Buchstaben ergeben: „Man ist niemals besser bedient als durch sich selbst."

Silbenrätsel: 1. Desdemona, 2. Iltis, 3. Echolot, 4. Lachesis, 5. Imitation, 6. Einbaum, 7. Bierbaum, 8. Elberfeld, 9. Viehhändler, 10. Eminenz, 11. Religion, 12. Zunder, 13. Eberesche, 14. Ingeborg, 15. Haiti, 16. Theoderich, 17. Anemone, 18. Leiterwagen, 19. Lodenmantel, 20. Essenz; die ersten Buchstaben von oben und die dritten Buchstaben von unten gelesen ergeben: „Die Liebe verzeiht alles, die Eigenliebe nichts."

Lachen und Weinen: Nach Entnahme von je einem Buchstaben bleibt folgender Spruch übrig: „Das Lachen kommt nicht oft vom Herzen, das weiß ich, weil's mir oft geschah, aber der Tränen süße Schmerzen, die sind dem Herzen immer nah."

Sternschnuppen

NACKTE WAHRHEIT. In May's Landing in New Jersey erklärte Dr. Joley Boone, Präsident der amerikanischen Vereinigung für Freikörperkultur, daß allgemeine Nacktheit den Weltfrieden sichere, „weil man nur schwer feststellen kann, wer Freund und Feind ist, sobald kein Soldat mehr etwas anhat".



*

HERZENSKRÜMEL. Mitglieder einer jugoslawischen Fußballmannschaft auf Europatournee brachten folgendes sinnige Lied mit: „Serbiens röteste Blume / Alle Liebe fliegt dir zu / Frucht unserer Herzenskrume / Genosse Tito, du!"

*

KAVALIER. Der amerikanische Boxer Rex Montior ergriff in New Orleans für ein schreiendes Mädchen Partei. Sein Gegner konnte nach einigen Niederschlägen nur mühsam zu Worte kommen und erklären, daß ihn die Schöne bestohlen habe. Rex stoppte und entdeckte, daß sein Rock mit Uhr und Brieftasche samt dem Mädchen verschwunden war.

*

FRAUENÜBERSCHUSS. In Zentral-Indochina kostet ein Ehemann jetzt zwei bis drei Wasserbüffel. In friedlichen Zeiten vor rund 15 Jahren war er für eine Ziege oder sieben Hühner zu haben.

*

STRENGE BRÄUCHE. In Johannesburg bedachte der Richter die siebzehnjährige Joan Robermoude mit einem Verweis. In den Adern der Miß fließt indisches Blut. Ihr Vergehen: Sie hatte sich gegen eine Bank gelehnt, die nur für Weiße bestimmt ist.

*

AHNUNG. Als Mrs. Robert Lee James aus New Orleans erfuhr, daß ihr Mann sechs Ehefrauen in sechs verschiedenen Städten





hat, meinte sie: „es war mir schon immer so, als ob er mir irgend etwas verheimlichte."

*

TRÜGERISCH. Eine Kontrolle der Aktentaschen in dem Forschungsinstitut Lewall in Neu-Mexiko förderte Butterbrotpakete, Kämme, Schnapsflaschen, Lippenstifte, falsche Haare und Zigaretten zutage. Akten wurden nicht gefunden.

*

VERFAHREN. Was eine Straßenbahn im Sinne des Strafgesetzbuches ist, formuliert das Münchner Oberlandesgericht wie folgt: „Straßenbahn ist ein solcher schienengebundener, von mechanisch wirkenden Kräften in Gang gesetzter und in Gang gehaltener Fahrbetrieb, der dazu bestimmt und seiner Betriebsart danach eingerichtet ist, die allgemeinen Verkehrsstraßen menschlicher Siedlungen zu durchfahren, gegebenenfalls also auch durchfahrene benachbarte menschliche Siedlungen miteinander zu verbinden ..!"

*

SCHIRMHERR. Thailands Herrscher hat mehr als dreißig Titel. Der markanteste: Erlauchter Eigentümer von 26 güldenen Regenschirmen.

*

UNLÖSBAR. Im Gemeinderat von Lahr in Baden wurde beantragt, das Wohnungsamt aufzulösen. Die Antragsteller konnten nachweisen, daß von dem Amt im Laufe eines Jahres nur eine einzige Wohnung vermittelt wurde. Der Antrag wurde mit dem Bemerken abgelehnt, daß Wohnungsämter ein Glied der Demokratie seien.

*



FAHNEN HERAUS. Die Verwaltung des Waldfriedhofes von Lansing in USA grübelte lange darüber nach, wer immer die kleinen Fähnchen von den Soldatengräbern stiehlt. Man dachte an Kinder. Ein Wärter fand es schließlich heraus. Es sind die Eichhörnchen, die sich mit den Fähnchen ihre Nester schmücken.

*

KREMATORIUMSREIF. In Brünn wurde ein Werbeprospekt für Krematorien ausgegeben. „Leichenverbrennung", heißt es dorin, „war bisher den Bourgeois vorbehalten. Nun hat das Volk die bürgerlichen Vorrechte übernommen. Leichenverbrennen muß das Gebot der Stunde und der Wille der Massen werden."

*

STEUERSENKUNG. Bambergs Kinder mußten, wenn sie sich einen Roller liehen, zu der Leihgebühr noch fünf Pfennig Vergnügungssteuer pro Stunde gegen Quittung an das Finanzamt abführen. Oberbürgermeister Luitpold Weegmann hatte ein Herz für die Kleinen. Rollern ist wieder steuerfrei.

*



VERDÄCHTIG. In dem offiziellen Organ des französischen Molkereiverbandes, der „Vie Laitierie", wird erklärt: Die Steigerung der Milchproduktion hängt weitgehend mit der Frage der Wasserversorgung zusammen.

*

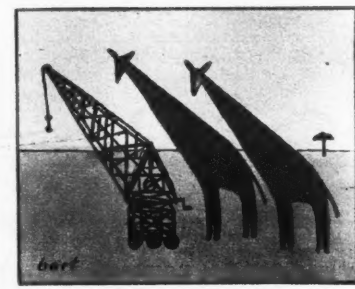
INNERE VERLETZUNGEN. Wegen falscher Anschuldigung wurde der KP-Funktionär Ehring in Stade zu 100 DM Strafe verurteilt. Er hatte dem Kriminalkommissar Gesin u. a. Körperverletzung vorgeworfen. Die Körperverletzung war ein Schnupfen, den sich Ehring bei dreistündigem Aufenthalt in der Polizeizelle zugezogen hatte.



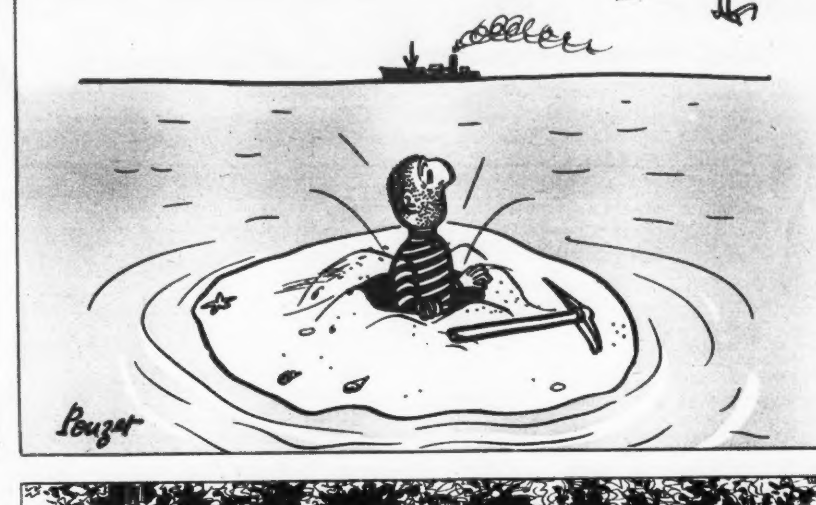
von Aue, Mix, Bert Pouzet und Lutugia

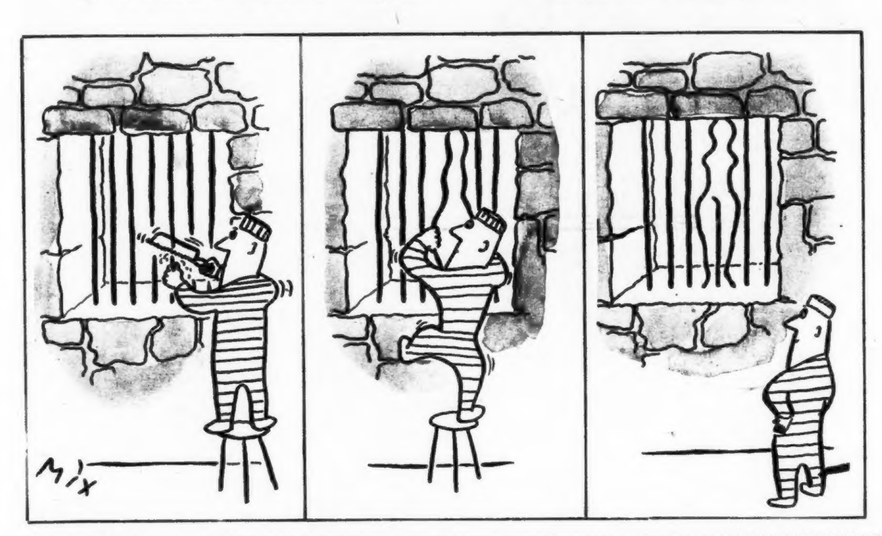


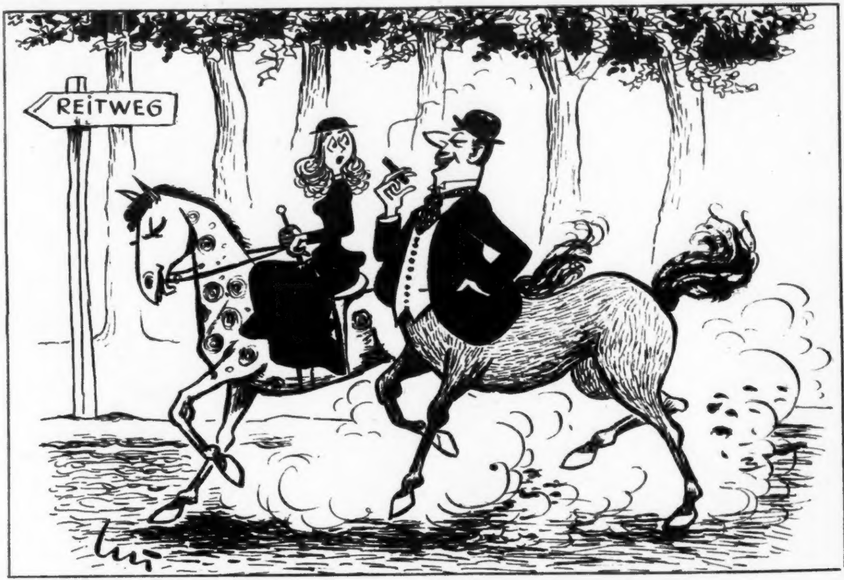
„ . . . eiiins — zwooo — zack!"



„Muß schon lange tot sein"







„Sie kennen natürlich nicht dieses herrliche Gefühl, ganz mit dem Pferde verwachsen zu sein . . ."

Leserbriefe

Auslöffeln

In dem Artikel „Das Heimweh war größer als die Furcht vor Strafe" in Nr. 13 über Sergeant Peter Pflug aus Indochina möchte ich mich äußern. Ich bin auch Sergeant in der Fremdenlegion und habe auch was ausgefressen und werde mich auch den Gerichten stellen, aber ich werde keine großartigen Geschichten erzählen und in die Zeitung setzen. Ich habe mir meine Suppe eingebrockt und werde sie auslöffeln und nicht um Gnade winseln. In der Beziehung gaben mir alle meine Kameraden recht. Sie sagen: „Er soll nicht soviel von Tonkin rasieren." Das heißt: „Er soll nicht soviel aufschneiden, ein richtiger Legionär glaubt ihm ja doch nicht." Das schreibt Ihnen ein Sergeant aus Indochina.

SP 53342 F. Jost

Heimkehrerhilfe

Im Zusammenhang mit den bei der Deutschen Hilfsgemeinschaft aufgedeckten Unterschlagungen (Funklotterie) und mit der Mitteilung, daß der NWDR seine Sendereihe „Funklotterie" turnusmäßig einstellt, um sie erst im Herbst wieder aufzunehmen, ist mehrfach von Heimkehrern und Kriegsgefangenen gesprochen worden, denen erhebliche Summen aus den Erlösen der Funklotterie zugeflossen seien. In allen Pressemitteilungen, Kommuniqués usw. werden Heimkehrer und Kriegsgefangene an erster Stelle genannt, die von diesen Geldern betreut worden wären. Nach dem DHG-Jahrbuch des Jahres 1952 sind aber in den Jahren 1948, 1949, 1950 und 1951 insgesamt nur 147 000,— DM von insgesamt 2,5 Millionen für die Heimkehrerhilfe ausgeschüttet worden. Das sind etwa 5 %. Damit soll nicht gesagt werden, daß die aus der Funklotterie und aus anderen Quellen gewonnenen Gelder für andere Wohlfahrtseinrichtungen, für Alte, Kranke und Schwache nicht gut angelegt wären. — Es dürfte die Öffentlichkeit auch interessieren, daß der Verband der Heimkehrer, Kriegsgefangenen- und Vermißten-Angehörigen e. V. mit über 350 000 Mitgliedern im Kuratorium der Deutschen Hilfsgemeinschaft nicht vertreten ist und daß seine mehrfachen Anträge, in dieses Kuratorium aufgenommen zu werden, ständig abgelehnt worden sind. Die Heimkehrer und Kriegsgefangenen sind also im Kuratorium der Deutschen Hilfsgemeinschaft nicht vertreten. Da der VdH von keiner Seite, weder vom Staat noch aus Quellen des Fußball-Totos oder der Funklotterie irgendwelche Zuwendungen erhält und sich nur selbst finanziert, bat er kürzlich die DHG., ihm für die Ferienverschickung von Kindern der Kriegsgefangenen und vermißten Kameraden, einen Betrag zur Verfügung zu stellen. Das wurde vom Kuratorium der DHG abgelehnt.

Hamburg Jarmatz, Landesvorsitzender Verband der Heimkehrer

Richtige Pflege

Im STERN Nr. 25 bringen Sie ein Bild der Siamesischen Zwillinge aus Homberg. Es ist gut, daß Sie auf der gleichen Seite noch ein Bild des am Leben gebliebenen kleinen Rodney aus Amerika bringen. Dadurch wird vielen, die mehr oder weniger achtlos darüber hinweggehen würden, vor Augen geführt, wie schamlos die bedauernswerten Kinder aus Homberg zur Schau gestellt werden. Ich kann nur sagen, daß Rodneys Eltern das Richtige getroffen haben, indem sie ihren Kindern ein Leben in Trostlosigkeit ersparten und in die Operation einwilligten. Gewiß ist es schrecklich, wenn man ein Menschlein dabei verliert, doch der Gewinn ist bestimmt doppelt zu bemessen, da sie jetzt täglich sehen können, wie das eine Kind gedeiht. Um so entsetzter bin ich über die armen Homberger Zwillinge. Hier muß schnellstens geholfen werden, um diese Kinder in die richtige Pflege zu bringen und wenn möglich, wenigstens einem Kind ein anständiges Leben zu sichern. Ich denke hierbei an die notwendige Operation.

Berlin M. Sprenger

Kenne Dasch nicht . . .

George Dasch heißt der Mann, der während des Krieges als Agent in Amerika seine Kameraden auf den elektrischen Stuhl gebracht hat. Der STERN hat in dem Tatsachenbericht „Die unsichtbare Front" ausführlich darüber berichtet. Wie erinnerlich, wurde in den USA George Dasch der Verrat nicht gedankt. Er kam zwar mit dem Leben davon, aber er wurde ins Zuchthaus gesteckt und schließlich aus dem Lande gewiesen. 1950 kam er in Deutschland an und versuchte nun in Mannheim Fuß zu fassen. In diesem Zusammenhang ist darüber berichtet worden (Heft 17), daß Dasch Verbindungen zu der Firma M. und K. habe. Die Firma M. und K. (Merdian und Kerner) teilt uns mit, daß sie Dasch nicht kenne. Sie legt Wert auf die Feststellung, daß Dasch mit der Firma nie in geschäftlicher Verbindung gestanden hat und daß Herr Merdian mit diesem Mann nie befreundet war. D. Red.

DEFECTIVE ORIGINAL

Die Sterne lügen nicht...

DIE WOCHE VOM 12. BIS 18. JULI 1953

Die allgemeine Verbindlichkeit, mit der die zwischenstaatlichen Erörterungen geführt werden, scheint auch in dieser Woche das große politische Schaubild zu charakterisieren. Besonders der 12. und 17. VII. haben freundliche Tendenzen. Für den 14. VII. dagegen sind die Aussichten wenig rosig. Es sieht nach einer vorübergehenden Unterbrechung aus. Ab 18./19. VII. muß man erneut mit einer schnellen und diesmal länger anhaltenden Eintrübung rechnen. An diesem Stichtag sind auch technische oder Naturkatastrophen nicht ganz ausgeschlossen. Insgesamt bleibt das Bemühen bestehen, zu großzügigen vertraglichen Regelungen zu gelangen und eine politische Situation zu schaffen, die haltbarer ist als bisher.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Ihre Arbeiten machen Fortschritte; zwischen Ihnen und Ihren Kollegen herrscht größere Eintracht als sonst. Am 14. VII. geben Sie sich leider einer trügerischen Hoffnung hin.

1.—9. Januar Geborene: Das gesteigerte Interesse, das man seit einiger Zeit an Ihnen nimmt, ist auch in dieser Woche noch spürbar und wirkt sich angenehm aus. Der 17./18. VII. könnte Ihnen aber das Komplizierte Ihrer Lage doch recht deutlich machen.

10.—20. Januar Geborene: Sie scheinen immer noch einen unverändert schwierigen Stand zu haben. Um den 15./16. VII. dürften Sie einen Kompromiß zwar für möglich halten, aber am 18./19. VII. ist alles wieder in Frage gestellt.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Glückliche Tage winken Ihnen. Besonders am 12. und 17. VII. wird man es nicht an Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten fehlen lassen. Auch beruflich werden Sie erfolgreich sein.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Sie können freier atmen und sind gern gesehen. Ihre Anregungen werden aufgegriffen und verwertet. Am 12./13. VII. fühlen Sie sich in neuer Umgebung wohl. Der 18. VII. leitet eine Serie noch freundlicherer Tage ein.

9.—18. Februar Geborene: Wenn Sie am 18./19. VII. eine Nachricht erhalten, könnte sie einen Hinweis auf ein festliches Juli-Ende einschließen. Seien Sie nicht besorgt, es kommt nichts dazwischen. Ein harmonischer 18./19. VII.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Eine Depression über ein Erlebnis in der letzten Woche flaut langsam ab. Vielleicht ziehen Sie am 14. VII. einen Schlußstrich. Es war ja doch von Anfang an ein etwas zweifelhaftes Glück, wenn Sie es auch nicht wahrhaben wollten.

28. Februar bis 9. März Geborene: Die Umstände werden es Ihnen vielleicht geraten erscheinen lassen einzulenken. Im Grunde macht Ihnen die Untreue zu schaffen und kränkt Sie. So leicht kommen Sie wohl nicht darüber hinweg.

10.—20. März Geborene: Noch sind Sie es, der den Rahm abschöpft. Der 15./16. VII. beschenkt Sie beinahe verschwenderisch. Trotzdem wird man Sie bald ganz offiziell zur Rede stellen. Dann werden Sie sich Ihrer Haut wehren müssen.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Die Entspannungstendenzen bestehen weiter. Vor vier Wochen sah es aber auch wirklich mulmig bei Ihnen aus. Nun, das ist vorbei. Seien Sie dankbar und genießen Sie die Tage. Der 12. und 17. VII. sind besonders gut.

31. März bis 9. April Geborene: Eine Besserung Ihres Zustandes kündigt sich an, eine Hilfe ist in Aussicht gestellt. Am 17./18. VII. mehren sich die Anzeichen, daß Sie aus diesem häßlichen Abschnitt bald heraus sein werden.

10.—20. April Geborene: Düstere Wolken ziehen auf. Bitte bewahren Sie auf jeden Fall ruhig Blut, vor allem am 18./19. VII. Aber so ganz unerwartet können Ihnen diese Komplikationen eigentlich nicht kommen; sicher haben Sie vorgebaut.

STIER

21.—29. April Geborene: Die Tage strapazieren Sie. Die Geschäfte gehen nicht gerade glänzend, Ihre Nerven sind mitgenommen. Bauen Sie nicht darauf, daß man Ihnen die Wahrheit sagt. Der 12. VII. hat es besonders in sich, der 14. VII. bietet eine kleine Chance.

30. April bis 9. Mai Geborene: Am 12./13. VII. geht etwas zu Ende, was den Ablauf der letzten zehn Tage bestimmt hat. Zurückzufinden auf die alte Ebene macht Ihnen einige Schwierigkeiten. Der 15. VII. bringt eine hübsche Erinnerung.

10.—20. Mai Geborene: Sie sollten eine Unannehmlichkeit am 13./14. VII. auf sich zu nehmen sich nicht scheuen. Soviel steht fest, daß Sie die richtigen Leute an der Hand haben. Am 15./16. VII. vielleicht schon der erste Erfolg.

ZWILLINGE

21.—30. Mai Geborene: Am 14. VII. könnten Tränen fließen. Sie kommen über diese Geschichte aber bestimmt hinweg. Die Konstellationen aller übrigen Tage sind sogar ausgesprochen freundlich. Äußern Sie [illegible] 17. VII. Ihre Wünsche ganz ungeniert.

31. Mai bis 9. Juni Geborene: Um Ihre Unternehmungen ist es am 12./13. und 17./18. VII. gut bestellt. Am 15. VII. sollten Sie sich mit besonderer Vorsicht äußern und auch nicht vergessen, wer Ihr Gegenüber ist.

10.—20. Juni Geborene: Für Sie bereitet sich ein bemerkenswerter Aufstieg vor. Auf die Versprechungen, die man Ihnen am 13./14. und 18./19. VII. macht, können Sie sich verlassen. Nur am 15./16. VII. geht nicht alles nach Wunsch.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Gewisse Dinge müssen langsam reifen, das vergessen Sie hoffentlich nicht. An Ihren Bemühungen hat es jedenfalls nicht gefehlt. Vor allem sollten Sie am 17. VII. nichts erzwingen wollen.

2.—11. Juli Geborene: Die Hindernisse, die man Ihnen in der letzten Zeit in den Weg gelegt hat, waren nicht einfach zu überwinden. Ab 15. VII. werden Sie endlich etwas Ruhe haben. Dem Frieden jedoch noch nicht ganz trauen!

12.—22. Juli Geborene: Sie brauchen starke Nerven und Ihre ganze Energie, um die Situation zu meistern. Lediglich am 15./16. VII. sieht 's etwas weniger kritisch aus. Passen Sie dafür am 18./19. VII. um so genauer auf.

LÖWE

23. Juli bis 1. August Geborene: Das Glück dürfte am 13. VII. vollkommen sein. Auch für den 17. VII. sind die Konstellationen verheißungsvoll, vergessen Sie darüber bitte nur nicht, daß Sie für alles, was Sie tun, auch geradestehen können.

2.—12. August Geborene: Sie fühlen sich wohl und angeregt. Daß „man" gern in Ihrer Nähe ist, wird Ihnen ja wohl nicht entgangen sein. Stellen Sie sich aber darauf ein, daß die Harmonie kaum lange so bleibt.

13.—23. August Geborene: Rühren Sie sich auf alle Fälle schon einmal am 13./14. VII., obwohl Ihre Sache frühestens in vierzehn Tagen spruchreif wird. Anfang September werden Sie sie sicherlich ganz unter Dach gebracht haben.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Trösten Sie sich — die glauben, Sie jetzt so unfreundlich behandeln zu können, werden sich es schnell anders überlegen. Denn jetzt beginnen Sie nach vorn zu rücken, und dann ist Ihre Position die bessere.

3.—12. September Geborene: Sie sind doch nicht etwa aufgefallen? Dann helfen alle Erklärungen wenig, und man wird mit Ihnen unter Umständen recht offene Worte reden. Der 15. VII. könnte einigermaßen peinlich verlaufen.

13.—23. September Geborene: Der 15./16. VII. wird Ihre ohnehin nicht gerade bescheidenen Erwartungen vielleicht noch übertreffen. Ihre Partner haben viel zu bieten. Sie müssen nur darauf achten, daß rechtlich alles stimmt.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Sie haben einen mitreißenden Schwung. Wohin Sie auch kommen, man wird von Ihnen eingenommen sein und versuchen, Sie zu halten. Der 17. VII. dürfte besonders gut werden.

3.—12. Oktober Geborene: Halten Sie sich an Frauen; sie bringen im Augenblick mehr Verständnis für Sie auf als Männer. Am 17./18. VII. wird das gestörte seelische Gleichgewicht wiederhergestellt sein. Seien Sie künftig vorsichtiger in der Auswahl Ihres Umgangs.

13.—23. Oktober Geborene: Nun werden Sie zeigen müssen, was an Ihnen ist. Die Tage verlangen Ihnen jedenfalls ungewöhnlich viel Haltung ab, wenn Sie bestehen wollen. Den 18./19. VII. werden Sie Ihr Leben lang nicht vergessen.

SKORPION

24. Oktober bis 1. November Geborene: Bis über Mitte August hinaus werden Sie den Nacken steif halten müssen. Hoffentlich verfügen Sie über Reserven — das kann auch für die Gesundheit Bedeutung haben. Am 12./13. VII. könnten Sie in der Klemme stecken.

2.—11. November Geborene: Ohne eine gewisse Bescheidung und Einschränkung wird 's ab 12./13. VII. vorerst nicht gehen. Mit dem Alltag scheinen Sie sich momentan schwer abzufinden. Am 15. VII. sind Sie jedoch im Vorteil.

12.—22. November Geborene: Vereinbaren Sie ein Zusammentreffen für den 15./16. VII. Es wird nicht schwer sein, zu einer beiderseits befriedigenden Lösung zu gelangen. Am 13. VII. sollten Sie sich zusammennehmen.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Man macht aus den Gefühlen für Sie kein Hehl. Darüber dürfen Sie sich von Herzen freuen. Der 12. und 17. VII. könnte Sie groß herausstellen. Am 14./15. VII. Empfindlichkeit zu zeigen, würde Ihr Nachteil sein.

2.—11. Dezember Geborene: Ein bedeutender Auftrag scheint Sie ganz in Anspruch zu nehmen. Am 15. VII. könnte ein Gang vergeblich sein. Dafür bringt sich der 17./18. VII. aber um so eindrucksvoller weiter.

12.—21. Dezember Geborene: Sie dürfen von der nächsten Zukunft viel erwarten. Seien Sie nur etwas sorgfältiger darauf bedacht, einen guten Eindruck zu hinterlassen. Am 15./16. VII. geht Ihnen eine Verpflichtung gegen den Strich.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FUR NEUE ERDENBURGER

GEBOREN ZWISCHEN 12. UND 18. JULI 1953

Die in dieser Woche zur Welt kommenden Kinder sind vielseitig talentiert, vor allem auf den Gebieten, die mit dem Künstlerischen etwas zu tun haben. Sie sind liebenswürdig und gewandt im Umgang mit anderen und ausgesprochen gesellige Naturen. Das darf aber keinesfalls mit einem Hang zur Leichtlebigkeit verwechselt werden. Hinter der ungezwungenen, fast spielerisch wirkenden Form, in der sie sich geben, steckt ein ernstes Wesen. Das ist die eigentliche Substanz, aus der sie leben. Sie werden sich mit den Daseinsproblemen insgeheim sehr heftig auseinandersetzen, nur tun sie eben alles, um nichts davon durchblicken zu lassen: gerade alles Beschwerende macht Sie grundsätzlich mit sich allein ab. Die Mädchen können sich an allem Schönen herzlich freuen und das Unerfreuliche im Leben verblüffend ignorieren. Ihnen wird 's gut gehen.





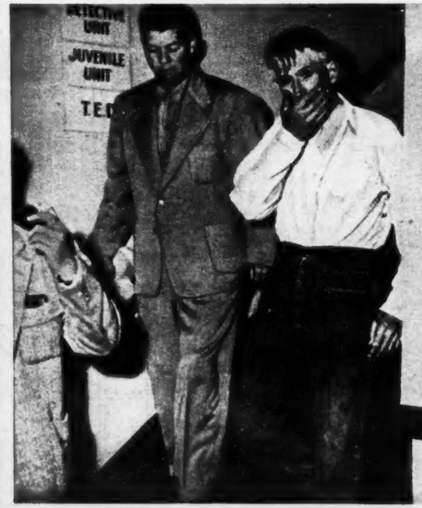
„KAPUTT" nannte Curtio Suckert-Malaparte (oben rechts) sein vielumstrittenes Buch. Kaputtgemacht wird darin neben vielem anderen auch die Ehre des ehemaligen Gesandten im Auswärtigen Amt Braun von Stumm (oben links). Malaparte schildert die Ehe dieses „pflichtgetreuen deutschen Beamten", der seine Frau, eine Italienerin, zum Selbstmord getrieben haben soll. Die Marchesa habe die Entbehrungen in Deutschland nicht mehr ausgehalten. Das Bild unten zeigt die angeblich „abgehärmte, gehetzte Frau" mit ihrem Töchterchen auf dem Balkon ihrer Wohnung, von wo sie sich in die Tiefe gestürzt hat. Braun von Stumm hat gegen Malaparte einen Prozeß angestrengt, der am 15. Juli in Karlsruhe ausgetragen wird **FOTOS: ARCHIV, KOAR, LAUX**





ES RAUSCHTEN DIE RUSCHEN als Elsa Maxwell, die Klatschtante von Hollywood, durch die Arena spazierte. Sie hatte sich das Aussehen der amerikanischen Filmschauspielerin Mae West gegeben und brachte unter Assistenz eines Herren, dessen Namen sie geheimhielt, eine Parodie auf die Wildwestfilme. Damit schoß sie auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung in Paris, bei der nur prominente Persönlichkeiten aus der großen Gesellschaft auftraten, den Vogel ab. Für diese Gala-Nacht des Wohltuns hatte man im Bois de Boulogne einen Viermast-Zirkus aufgebaut **FOTO: PANDIS**





DIE LETZTE NACHT verbrachte die 18jährige Ruth Ann Cremering aus Venice in USA im Hause ihrer Eltern. Am nächsten Morgen wollte sie Donald Curran heiraten. Gegen den Willen ihrer Vaters. In der Nacht vor der Hochzeit faßte der Vater den Entschluß, lieber alle umzubringen, als diese Ehe zu dulden. Mit dem Hammer schlug er auf seine schlafende Frau ein. Als er den 11jährigen Robert angriff, erwachte Ruth Ann und schrie um Hilfe. Ruth Ann und Donald heirateten in der gleichen Stunde (Bild links), in der ihr Vater ins Gefängnis gebracht wurde (rechts). Die Mutter liegt schwer verletzt im Krankenhaus **FOTO: AP**

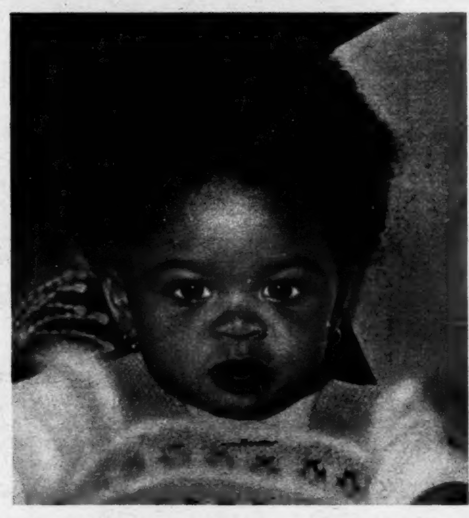


KAFFEEBRAUNER BESUCH

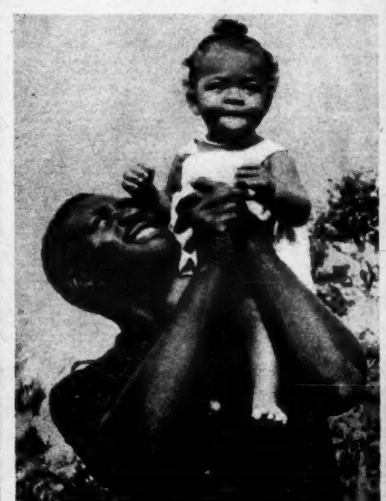


Jubel bei Puhls. *Margot, die verlorene Tochter, kam zu Besuch nach Duisburg-Hamborn und brachte ihren Eltern ein krausgelocktes kaffeebraunes Enkelkind. Vor drei Jahren lernte Margot in der Eisenbahn den ebenholzfarbenen Akinola Emanuel Abayoni kennen. Kurz darauf schickte ihr der schlanke elegante Schwarze aus London ein Flugbillett. Sie flog an die Themse und ihm in die Arme. Die Eltern Puhl machten sich große Sorgen, denn die reiselustige Tochter kehrte nicht zurück. Dann kam eines Tages ein Brief aus Nigeria: „Bin sehr glücklich. Margot Abayoni"*

In der Festtracht *der Jorubas präsentiert sich Ajoke Abayoni, Margots Schwiegermutter, dem Fotografen. Die Familie Abayoni gehört in der britischen Kronkolonie Nigeria zur besten Gesellschaft, und ihr Wort hat nicht nur bei den 24 Millionen farbigen Nigerianern Gewicht, sondern auch im Kolonialministerium in London. Mutter Abayoni ist schon sehr alt, aber w i e alt sie ist, kann sie nicht sagen, denn die Joruba-Frauen zählen ihre Jahre nicht. Die energische schwarze Dame hat ihre weiße Schwiegertochter unter ihre Fittiche genommen* ⇦



Mittelpunkt *des Puhlschen Familienlebens ist jetzt die kleine Ekundayo Femeilayo Bamidele, eine reizende anderthalbjährige „Toxi". Bis Weihnachten darf sie in Hamborn bleiben, dann kommt Papa Akinola aus Nigeria und holt Weib und Kind zurück ins heiße Land der Palmen* FOTOS: GERD VOREMBERG



Schwiegersohn *Akinola, „Toxis" stolzer Vater, hat Agrarwissenschaft studiert und ist die rechte Hand des Landwirtschaftsministers von Nigeria. In London brachte er es zum Schwergewichtsmeister der Studentenschaft*



WIE EINE PERLENSCHNUR *aufgereiht, tanzen die Rockette-Girls jeden Abend über die Bühne des größten Theaters der Welt, der Radio Music Hall in New York. Nur einmal in zwei Jahrzehnten ist eine Rockette ausgerutscht. Sie stand aber eine Sekunde später wieder taktfest auf den Zehenspitzen in der Reihe* FOTO KEYSTONE



Nicht nur auf der Bühne ist der Tenor Georges Athana ein Bonvivant. In den Pausen dreht er dem Lido in der Hamburger Ernst-Merck-Halle den Rücken und führt die wohltemperierten Ballerinen zu kühlen Genüssen. Athana spielt den Herzog von Urbino, der den Venezianern ein rauschendes Fest gibt, auf dem die Bäumchen gewechselt werden, daß es nur so rauscht. Fritz Fischer hat die Handlung in das Jahr 1953 verlegt, die Texte aktualisiert und in den Strauß ein paar Synkopen gesteckt. Sogar der Bundeskanzler erscheint auf der Bühne und schaut erstaunt auf Männer mit Taschentelefonen und Damen mit Schnorcheln



Der Kanal ist voll schöner Frauen, der Canale Grande, der sich in großem Bogen als nasses Band um die Riesenbühne zieht. Nach den Kommandos eines Schwimmballettmeisters tummeln sich die Wassernixen zur Probe vor dem noch kahlen Venedig. Auch Gondeln und ein Wasserfahrrad müssen mithelfen, der guten alten Strauß-Operette Revuecharakter zu geben

Johann Strauß auf Hochglanz



Regisseur Fritz Fischer, genannt ff, zeigt hier den Damen vom Wasserballett, wie's in Venedig gemacht wird

Die Operette „Eine Nacht in Venedig" ist bei Fritz Fischer durch die Alchimistenküche gegangen. Zutaten: eine Prise Boogie-Woogie, ein Sortiment Mannequins und viel Wasser.



Bis ins Parkett spritzt das Hamburger Adriawasser, wenn die Zofe Ciboletta sich vor den Zudringlichkeiten des Getränkeverkäufers Pappacola durch einen Sprung in die Fluten rettet. Topsy Küppers und Karl-Heinz Haag sind ein quicklebendiges Buffopaar von hinreißendem Charme. Auf 60 Meter breiter Bühne (unten) können sie sich austoben FOTOS: GORISSEN/LANG